

Literatur und Kunst.
Nachträge zu Heinrich v. Kleists Leben.
Nebst sechzehn Briefen und anderem ungedruckten Material.
Von Theophil Zolling.

I.¹

Wer heute die Nachrichten über Heinrich v. Kleists Erdenwallen endgültig sammeln, vervollständigen und möglichst zum entscheidenden Abschluß bringen will, ist naturgemäß in einer viel ungünstigeren Lage, als die verdienstvollen Männer, die zuerst des Dichters Bild in seinen Lebensschicksalen und Werken im Gedächtniß der Zeitgenossen auffrischten und für die Nachlebenden vom Staube der Jahrzehnte befreiten. Ludwig Tieck konnte sich Rath's erholen bei des Dichters Schwester, Braut und Freunden; Eduard v. Bülow durfte seines Vorgängers Material benutzen und erhielt überdies werthvolle Mittheilungen zumal von Kleists Freundinnen, die in den Vierzigerjahren zum großen Theil noch im rosigen Lichte wandelten. Es regnete diesen Beiden förmlich ungedruckte Kleistiana, Briefe und Manuscripte, ins Haus, die sie zum Theil, die Verschwender! keineswegs veröffentlichen wollten, weil sie ihnen zu der in erster Linie geplanten Apotheose des Dichters nicht bedeutend genug oder gar seinem Ruhme schädlich erschienen. Zum Glück kamen nach ihnen Männer, welche die Literarhistorie anders auffaßten, denen jede Zeile von Kleists Hand werthvoll und nicht ihr höchst persönlicher Geschmack entscheidend war. Julian Schmidt wurde durch Friedrich Dahlmanns Mittheilungen erfreut und schaffte auch einige Stimmen der zeitgenössischen Kritik herbei; August Koberstein stand mit Fräulein v. Schönfeldt, der wohlunterrichteten Universalerbin von Kleists Lieblingsschwester Ulrike in Verbindung, und Rudolf Köpke erbte mit dem gesammten Tieck'schen Nachlaß wenigstens noch eine Anzahl ungedruckter Manuscripte. Adolf Wilbrandt endlich, der zuerst eine eingehende, zusammenhängende Darstellung von Kleists Leben und Wirken unternahm, konnte aus dem Munde Ernst v. Pfuels Mittheilungen über dessen unglücklichen Freund empfangen.

Wie anders ist heute der Kleist-Forscher gestellt! Die Zahl derjenigen, die den Dichter noch gekannt, ist ganz zusammengeschmolzen. Die Geschwister Kleists haben alle, die ehemals so zahlreichen Vettern und Basen, Neffen und Nichten beinahe alle das Zeitliche gesegnet, und nur spärlich und unzuverlässig fließt der Strom der mündlichen Ueberlieferung durch das schwache Gedächtniß der betagten Ueberlebenden. Während noch Ulrike von dem heißgeliebten Bruder zu reden vermied und der leibliche Bruder Kleists in frommer Scheu seinen Kindern jedes Gespräch über den „armen Onkel Heinrich“ verbot, hat für die Nachkommen die Zeit und vor Allem die wachsende Berühmtheit ihres unglücklichen Verwandten einen milden, versöhnenden Schimmer um [119] dessen schreckliches Ende gewoben. Sie wissen, daß er an einer unglücklichen Naturanlage, an seiner Zeit, an seinem Vaterlande zu Grunde ging, und wenn seine selbst nur an Kindern reichen Geschwister auch nicht, wie er es forderte, „in Grund und Boden“ für ihn gegangen sind, so trifft die Familie doch keine Schuld, am wenigsten Ulrike, die dem Bruder ihr ganzes Vermögen und Lebensglück geopfert hat. „Die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war“, hat Kleist in seiner Todesstunde selbst bezeugt. Und so öffnen sich denn dem nach Material lüsternen Forscher verschwiegene Truhen und heimliche Mappen, aber

¹ Die Gegenwart 1883 Nr. 34 S. 118

ach! im Laufe eines halben Jahrhunderts ist ihr Inhalt grausam zusammengeschmolzen. Religiöse und Familien-Vorurtheile haben manches Werthvolle vernichtet, Autographensammler ihr Theil davon erhalten, werthvolle Briefe sind spurlos verschwunden, und das Wenige, was noch da und dort vorhanden, ist längst veröffentlicht. Die großen Briefsammlungen, worin sich noch manch interessante unterdrückte Stelle finden mag, sind nicht mehr im Besitz der Familie. Die eigenen Neffen und Nichten, die Erbinnen des v. Schönfeldt'schen Nachlasses vermögen nicht anzugeben, in wessen Händen sich dermalen Kleists Briefe an die Schwester befinden; und doch thäte eine neue Durchsicht so sehr noth, denn Koberstein haben seiner Zeit bloße ad usum commentatoris eingerichtete Abschriften von Ulrikes Hand vorgelegen. Dem Wenigen endlich, was noch anderwärts vorhanden sein mag, droht stündlicher Untergang. Haben wir es doch in jüngsten Tagen noch erlebt, wie der Besitzer der Briefe Kleists an seine Braut dieselben nach einer mangelhaften partiellen Publication an einen Händler verkaufte, der nun die kostbaren Reliquien in alle Winde zerstreuen wird!

Zum Glück sind Andere pietätvoller. Die Kleistiana aus dem Besitze Dahlmanns, Varnhagens, Tiecks und Köpkes sind in den Besitz der Königlichen Bibliothek in Berlin übergegangen, die sie mit gewohnter Liberalität dem Studium eröffnet. Ihr vor Allem verdankt es meine historisch-kritische Ausgabe der Werke des Dichters, wenn sie manches Neue bringen und sich von den Verschlimmbesserungen Tiecks und Julian Schmidts emancipiren konnte. Die „Familie Schroffenstein“, der „Zerbrochene Krug“, „Penthesilea“, das „Guiskard“-Fragment, einige Prosastücke und Gedichte konnten mit der Handschrift des Verfassers verglichen werden. Mehrere Sammler boten Anderes. So Herr Professor Erdmannsdörffer in Heidelberg seine zeitgenössische Abschrift des „Prinzen von Homburg“, das muthmaßliche Widmungsexemplar für die Prinzeß Marianne von Preußen, eine geborene Hessen - Homburgerin; und der Besitzer der größten deutschen Autographensammlung, Herr Carl Meinert in Dessau, opferte seine ihm doppelt werthvollen, weil bisher ungedruckten Briefe Kleists. Auch andere Bibliotheken und Sammler leisteten meinem Appell Folge und unterstützten mich mit brieflichen und bibliophilen Schätzen, Notizen und Excerpten. Vielleicht, daß sich noch hier und da Einiges finden wird: im Großen und Ganzen darf angenommen werden, daß das vorhandene Material jetzt endgültig beisammen ist, daß gerettet wurde, was überhaupt zu retten war, und daß in Zukunft die Physiognomie des Dichters keinen wesentlichen neuen Zug mehr erhalten wird.

Vor Allem gereicht es mir zur Freude, daß es mir gelungen ist, das einzige Bild Kleists aufzutreiben. Es befindet sich zur Zeit im Besitze zweier hochbetagten Nichten, die es mir zum Zwecke der Reproduction mit nie genug anzuerkennender Liberalität zur Verfügung gestellt haben. Es ist das Miniaturbild des Malers Joh. Friedr. Aug. Krüger, das der vierund-zwanzigjährige Poet 1801 für seine Braut Wilhelmine v. Zenge vor seiner Abreise nach Paris und der Schweiz hatte malen lassen. „Mögest Du es ähnlicher finden, als ich,“ schreibt er ihr bei der Uebersendung. „Es liegt etwas Spöttisches darin, das mir nicht gefällt, ich wollte, er [der Künstler] hätte mich ehrlicher gemalt. — Dir zu Gefallen habe ich fleißig während des Malens gelächelt, und so wenig ich auch dazu gestimmt war, gelang es mir doch, wenn ich an Dich dachte.“ Als später dieses Verhältniß sich auflöste, gab Wilhelmine das Bild den Schwestern Kleists zurück, und durch Ulrike erhielt es der Dichter wieder. Er muß es auf seine zweite Schweizerreise 1803 mitgenommen und in Thun zurückgelassen haben; wie es scheint, mit nichten bei Mädeli, dem „freundlich-lieblichen Mädchen“ auf der Aarinsel, wo er ein Jahr zuvor gewohnt hatte, sondern beim Pfarrer. „In Thun fand es,“ wie Bülow erzählt, „später eine

treue Freundin glücklicherweise wieder und löste es ein; der hohe Werth, welchen sie darauf legt, bezeugt seine Aehnlichkeit." Diese Nachricht kann ich jetzt nach mündlichen Mittheilungen ergänzen. In den vierziger Jahren reiste Wilhelminens „goldene" Schwester Luise v. Zenge in Gesellschaft eines Fräuleins v. Blümner in die Schweiz. Der Zufall wollte, daß ihr Wagen gerade bei Thun umwarf, so daß die beiden Damen, leichter Contusionen halber, einige Tage das Zimmer hüten mußten. Indessen erinnerte sich Luise, daß hier Kleists Porträt sein müsse, und durch die Vermittlung ihres Arztes wurde es endlich bei einem Prediger ausfindig gemacht. Das Bild des „lieben jungen Deutschen", der eine Zeit lang diese Gegend bewohnt hatte, war dem verstorbenen Großvater des damaligen Besitzers geschenkt worden und stand seit drei Generationen hoch in Ehren. In dem Buche Bülow's „Kleists Leben und Briefe" findet sich eine vergrößerte Wiedergabe der Miniatur in Stahlstich durch den bekannten Kunsthändler Sagert in Berlin; ein Vergleich mit dem Original lehrt jetzt freilich, daß wir es hier mit einer ganz willkürlichen Reproduction zu thun haben. Kleist besaß weder die hohe Stirn, noch die großen dunklen Augen, die ihm Sagert angedichtet hat; auch sieht das Original viel weniger bedeutend, aber freundlicher, träumerischer aus. Herr Sagert versichert mich übrigens, daß seine ursprüngliche Bleistiftzeichnung, die seinem Stiche zu Grunde lag, dem Krüger'schen Bilde viel ähnlicher gesehen; aber Varnhagen, der in Bülow's Auftrag den Stich überwachen sollte, habe so viele Ausstellungen gemacht und Correcturen vorgeschrieben, daß sich der Stecher immer mehr von seinem Vorbild entfernen mußte. Hier kann ich den Leser nur auf die Heliogravüre meiner Kleist-Ausgabe verweisen.

Aber nicht alle Nachforschungen waren so glücklich, wie meine Suche nach Kleists Bild. Mehr als eine mühsam verfolgte Spur erwies sich als trügerisch, viele Bemühungen hatten gar kein Resultat. So hoffte ich das Geheimniß, das noch immer über Kleists Würzburger Reise (1800) schwebt, auf einem neuen Wege lösen zu können, indem ich den Nachlaß von Kleists damaligem Gefährten Louis v. Brockes — nicht Brokes, wie Kleist schreibt — zu beschaffen suchte. Die mysteriöse Fahrt, die zuerst nach Wien, dann nach Straßburg gehen sollte, aber schon in Würzburg ihr äußerstes Ziel erreichte, könnte man für eine im Wesen Kleists und seiner Zeit begründete Phantasterei halten. Bald schreibt er an Schwester und Braut, das Leben eines Menschen stehe auf dem Spiel, bald hat es den Anschein, als handelte es sich um eine wichtige Erfindung, bald um eine diplomatische Mission. Ulrike selbst, die übrigens von ihrem Bruder niemals darüber aufgeklärt wurde, nahm letzteres an; Koberstein meint, es habe sich um die Erforschung eines werthvollen Fabrikgeheimnisses gehandelt; Wilbrandt ist der Meinung, daß Kleist bloß die Umgebung ändern und ungestört in der Ferne dem erwachenden dichterischen Drange nachgeben wollte. Weshalb besuchten aber die Freunde alsdann in Dresden den englischen Gesandten Lord Elliot? . . . Es scheint mir, als hätte doch etwas wie eine diplomatische Sendung der Reise zu Grunde gelegen; als sich aber in Dresden die Weiterreise nach Wien als unnöthig herausstellte und die ganze Sache vielleicht erledigt schien, da mag Kleist daran die schon in Berlin geplante Dichterreise geknüpft haben, welche ihn nach Würzburg führte, und um diese hüllte er nun auch das Dunkel, das ihm schon zur Verschleierung des ursprünglichen Zweckes nöthig erschienen, weil seine Familie ein zielloses abenteuerndes Schweifen niemals gebilligt hätte. Während Kleist von Würzburg aus nach Berlin heimkehrte, fuhr Brockes vorerst nach Dresden zurück, vielleicht um die Angelegenheit zu Ende zu führen. Wenn Biedermann aus Brockes' Betheiligung, welch' letzteren Varnhagen später einen „edlen, gebildeten Mann voll hohen Ernstes und von einer vielfach eingreifenden

Persönlichkeit" [120] nannte, darauf schließt, daß von einem solchen Manne kaum anzunehmen sei, er habe eine bloße Phantasterei des jüngeren Freundes gutgeheißen und sogar mit eigener Aufopferung ohne Hoffnung auf einen reellen Erfolg unterstützt, so kann ich jetzt nach Durchsicht von Brockes' Nachlaß, den mir eine Großnichte desselben zur Verfügung stellte, versichern, daß Brockes, trotz Kleists stark rhetorisch gefärbtem Panegyricus, damals den Geniestreichen gar nicht abhold war. Brockes selbst urtheilt um jene Zeit nicht so günstig über sich selbst. Er schreibt am 22. Mai 1800, also zwei Monate vor Antritt der Würzburger Reise, an einen Freund: „Dewitz [seines Zöglings] Pläne für die Zukunft sind noch nicht ganz reif, so wenig wie die meinigen, aber ich ahne, daß die seinigen die vernünftigsten sein werden, denn leider kann ich der Vernunft noch immer nicht viel Geschmack abgewinnen, und kann etwas gerathen, was man nicht con amore treibt?" Demzufolge wäre also der neun Jahre ältere Brockes der prädestinirte Theilnehmer an einer abenteuerlichen Reise. Im Uebrigen haben sich meine Hoffnungen, aus den Briefen und dem Tagebuch Brockes' dem Zwecke dieser Reise aus die Spur zu kommen, nicht erfüllt. Unter den wenigen Briefschaften aus jener Zeit spricht nur ein einziges Billet einmal flüchtig von unserem Dichter. Brockes' Freundin, Louise Westfeld (nachmalige Professorin Bouterwek), die Kleist im Juni 1801 in Göttingen aus dem Balle, dessen er erwähnt, kennen gelernt haben mag, schreibt am 24. Februar 1802, während Kleist in der Schweiz weilte, folgendes Postscript: „Haben Sie keine Nachricht von Wytenbach und Kleist? . . . Von Ihnen möchte ich noch wissen, was Kleist so ungefähr erfahren hat. Ich glaube gewiß, ich sehe ihn wieder, vielleicht bald und möchte nicht unvorbereitet sein." Bezieht sich dies „Erfahren" auf das Geheimniß der Würzburger Reise? In Brockes' Tagebuch — letztes Datum darin 1804 — fand sich endlich neben vielen Auszügen aus Büchern und eigenen Gedanken des Schreibers ein langer Aufsatz mit der Anrede: „Mein lieber Heinrich!" Ich wage es aber nicht diesen moralisirenden Brief an einen Freund, der ihm frühere Ausschweifungen gebeicht, auf die bloße Anrede hin auf Kleist zu beziehen, der schon genug des Jammers zu tragen hat.

Ueber andere Punkte in Kleists Leben bin ich aber in den Stand gesetzt, nicht unwesentliche Nachträge zu geben. Am wenigsten wissen wir über seine Kindheit. Daß er sich in seinem neunten Jahre am Rhein aufhielt, erfuhren wir erst neulich aus einem von Biedermann veröffentlichten Briefe an die Braut. Einer Familientradition zufolge, welche uns lehrt, wie spät sich Kleists dichterisches Talent entwickelte, war Heinrich in seinem elften Jahre mit seinem Bruder Leopold auf Besuch bei einem Verwandten, dem Onkel v. Kleist auf Tschernowitz — Schernewitz, schreibt Kleist — bei Guben. Er soll die beiden Knaben aufgefordert haben, einen neu erbauten Kuhstall zu besingen. Aber nicht der träumerische Heinrich, sondern der nur achtjährige Leopold gewann den für das beste Gedicht versprochenen Friedrichs'd'or.² Man wird

² Dieses kindliche Produkt lautet nach mündlicher Mittheilung eines Sohnes von Leopold v. Kleist:
„Stehe denn, Du fest Gebäude,
Hundert Jahre noch wie heute,
Und ein Brand verwüste nie
Deine schöne Symmetrie.
Alle Viehkrankheit und Seuchen
Mögen ferne von Dir weichen,
Jeder Ochs und jede Kuh
Stehen hier in guter Ruh.
Wenn mit ungeheurem Knallen

hier an das märkische Sprichwort erinnert: Jeder Kleist ein Dichter.

Die folgende Periode der Jünglingsjahre habe ich in meiner Schrift: „Heinrich v. Kleist in der Schweiz“ aus Grund zahlreicher Nachforschungen zu skizziren versucht. Jetzt, da eine neue Arbeit mir neues Material bringt, das zum Theil noch jene Zeit betrifft, habe ich die Genugthuung, die meisten meiner dort niedergelegten Resultate bestätigt zu sehen. Die meisten, nicht alle, aber die Corrigenda betreffen doch nur Nebensächliches. Ich hatte z. B. dort erzählt, daß Heinrich Geßner, der Verleger der „Familie Schrockenstein“, auch ein Gedicht zu dem in Bern veranstalteten Dichterwettkampfe lieferte, aus dem „Der zerbrochene Krug“ als Preisstück hervorging; aber ich wurde erst nachträglich belehrt, daß Geßner dabei einfach die holprigen Hexameter abgeschrieben, in welche der große Versifex Ramler 1787 Salomon Geßners Idylle „Der zerbrochene Krug“, Klagen eines Fauns über sein zerschelltes Weingefäß, gezwängt hatte. Auch die Meinung des Herren Ortsgeistlichen von Thun, daß Kleists Mädli Magdalena Furer geheiß, ist durch neuerliche Untersuchungen des Herrn Professors Arnold Hidber in Bern widerlegt worden. Dieser Urkundenforscher hat die „Bürgerrodel“ von Thun und Bern durchstudirt und das Mädli, die Fischerstochter auf dem Delosea-Inseli, in Elisabeth Magdalena Stettler, geboren 20. Juli 1777, also einige Monate älter als Kleist, eruirt. Ebenso bestimmt hat derselbe das wohl durch Kleists schwärmerischen Ausruf: „ein Kind, ein schön Gedicht und eine große That“ hervorgerufene Gerücht, der Dichter sei hier Vater geworden, urkundlich ins Gebiet der Fabel verwiesen. Die Standesregister wissen nichts davon.

Als fernerer Nachtrag zu meiner Schrift theile ich den folgenden aus dieser Zeit stammenden Brief Kleists an Zschokke mit. Er zeigt uns, daß der Freund, nachdem ihn Kleist und Ludwig Wieland in den Aargau begleitet, wo er Schloß Biberstein in Pacht genommen hatte, sich doch noch kurze Zeit vorübergehend, ohne Zweifel um den Umzug seiner Junggesellenwirthschaft einzuleiten, in Bern aufhielt. Das Schreiben ist für die damaligen Zeitumstände und Kleists Plan, sich anzukaufen und Schweizer Bauer zu werden, nicht ohne Interesse.

H. v. Kleist an Heinrich Zschokke.³

Thun, d. 2t März 1802.

Mein lieber Zschokke, ich habe Ihren Brief aus Aarau erhalten, und mit Freude zugleich, und mit Erstaunen, vernommen, daß Sie wirklich mit sichrer Hand das Schiff Ihres Lebens fort von den Küsten der politischen Welt in den Hafen der philosophischen Ruhe führen. Denn niemals (ich darf es Ihnen selbst frei gestehen) habe ich an den Ernst Ihres Wunsches geglaubt, und erst jetzt fühle ich in Ihrer Seele, wie gegründet er sein mag, da eine Nacht der Verwirrung über Ihr unglückliches Vaterland hereinzubrechen droht. Es bedarf wohl nicht der Erklärung, daß ich hierbei an den Aller-Welts-Consul, an den Cousin de la Suisse (weil er sich so hoch mit der Verwandschaft rühmt) denke. Mich erschreckt die bloße Möglichkeit, statt eines Schweizerbürgers durch eines Taschenspielers Kunstgriff ein Franzose zu werden. Sie werden

Du wirst in einander fallen,
Dann sei noch die Sage wahr,
Was das für ein Kuhstall war."

³ Im Besitze des British Museum, Additional Ms. 29776.

von den Unruhen im Simmethal⁴ gehört haben, es sind bereits Franzosen hier eingerückt, und nicht ohne Bitterkeit habe ich ihrem Einzuge beigewohnt. Ist es denn wahr, daß sie auch das pays de Vaud in Besitz genommen? — Unter diesen Umständen denke ich nicht einmal daran mich in der Schweiz anzukaufen. Ich habe mir eine Insel in der Aare gemiethet, mit einem wohleingerichteten Häuschen, das ich in diesem Jahre bewohnen werde, um abzuwarten, wie sich die Dissonanz der Dinge auflösen wird. Ich werde in einigen Wochen einziehen, vorher aber noch, Geschäfte halber, auf ein Paar Tage nach Bern kommen. Schreiben Sie mir doch ja, ich bitte Sie, wie weit Sie mit Ihrem Kaufe in Richtigkeit sind. Jetzt denke ich mehr als jemals an eine Zukunft in Ihrer Nachbarschaft, wenn überhaupt das Schicksal mir eine Freystätte in der Schweiz bereitet. Nächstens mündlich mehr davon. Leben Sie recht wohl, und grüßen Sie das geßnersche Haus, das ich sehr ehre und liebe. Heinrich Kleist.

N. S. Hierbei erfolgen 7 schuldige Batzen — Wenn Sie doch gelegentlich einmal im Hôtel de Munique das letzte Mittagessen bezahlen wollten, nur Eines, das ich dort schuldig geblieben bin.

[121] Zahlreich sind die Fälle, in denen meine Resultate durch nachträglich gefundene Documente bestätigt wurden. Adolf Wilbrandt hatte, nach dem Vorgange Bülow's, darzulegen gesucht, daß der ganze fünfte Act der „Familie Schroffenstein“ von Kleist blos in Prosa verfaßt und erst von seinen Berner Freunden in Verse gebracht worden sei, — eine Ansicht, die ich lebhaft bekämpfen zu müssen glaubte. Kleist, der ja damals sogar seine Briefe fast in Jamben schrieb, habe das Stück schwerlich in Prosa entworfen. Es widerspreche dies schon seiner Art zu dichten. Wer ohne Vorurtheil, daß der fünfte Act nicht von Kleist sei, an das Studium des Stückes gehe, werde kaum einen Unterschied im Stile herausfinden. Um so eher acceptirte ich Bülow's fernere Notiz, daß Geßner und Ludwig Wieland den Dichter bewogen haben, die erst in Spanien spielende Handlung auf deutschen Boden zu verlegen, denn mehrere wenig deutsch klingende Namen sprachen mir dafür. Durch die Hebung eines bisher unbeachteten Schatzes: Kleist's vollständiger Handschrift der „Familie Ghonorez“ (so hieß das in Spanien spielende Stück zuerst), welche aus dem Nachlasse Friedrich Dahlmann's, dem Kleist sie 1809 geschenkt haben dürfte, jetzt durch den Kreisgerichtsrath Dahlmann in den Besitz der Königlichen Bibliothek in Berlin übergegangen ist, wurde die Richtigkeit meiner Erörterungen bestätigt. Alles und Jegliches, selbst die unscheinbarste Randbemerkung, ist von Kleist's Hand. Ich verweise den Leser diesbezüglich auf meine Kleist-Ausgabe, welche die „Familie Ghonorez“ als Nachtrag zur „Familie Schroffenstein“ enthält.

Desgleichen fanden meine Untersuchungen über die Anfänge des „Zerbrochenen Krugs“ Bestätigung durch den Dichter selbst. Die erst seit wenigen Monaten ebenfalls in den Besitz der Königlichen Bibliothek gelangte Handschrift dieses Stückes enthält eine ungedruckte Vorrede, worin Kleist bemerkt, daß er die Veranlassung dazu aus einem Kupferstiche nahm, den er vor mehreren Jahren in der Schweiz sah. „Man bemerkte darauf,“ schreibt Kleist, „zuerst einen Richter, der gravitatisch auf dem Richterstuhl saß: vor ihm stand eine alte Frau, die einen zerbrochenen Krug hielt, sie schien das Unrecht, das ihm widerfahren war, zu demonstrieren: Beklagter, ein junger Bauernkerl, den der Richter, als überwiesen, andonnerte, vertheidigte sich

⁴ Das Simmen- oder Siebenthal bei Thun.

noch, aber schwach: ein Mädchen, das wahrscheinlich in dieser Sache gezeugt hatte (denn wer weiß, bei welcher Gelegenheit das Delictum geschehen war), spielte sich, in der Mitte zwischen Mutter und Bräutigam, an der Schürze; wer ein falsches Zeugniß abgelegt hätte, könnte nicht zerknirschter dastehen: und der Gerichtsschreiber sah (er hatte vielleicht kurz vorher das Mädchen angesehen) jetzt den Richter mißtrauisch zur Seite an, wie Kreon bei einer ähnlichen Gelegenheit den Oedip. Darunter stand: der zerbrochene Krug. — Das Original war, wenn ich nicht irre, von einem niederländischen Meister." Hält man diese Beschreibung mit derjenigen Zschokke's zusammen, so paßt Alles vortrefflich auf den von mir als Urbild des Zerbrochenen Kruges ausgewiesenen Le Veau'schen Kupferstich: „Le juge ou la cruche cassée“ nach dem Gemälde von Debu-court. In einigen Punkten, z. B. daß die Alte das Unrecht, das dem Kruge widerfahren, demonstrierte, daß der Beklagte, „ein junger Bauernkerl“, sich noch schwach vertheidigte, daß das Mädchen mit der Schürze spielte und der Schreiber den Richter mißtrauisch zur Seite ansah, erinnerte sich Kleist besser, als Zschokke vierzig Jahre später. Seltsam ist nur, daß in der Erinnerung Beider die Alte den zerbrochenen Krug hielt. Uebrigens ist das Bild wirklich in niederländischer Manier gehalten, so daß Kleist wohl den französischen Ursprung vergessen oder übersehen konnte.

[135]

II.

Im Frühling 1801 kam Kleist auf seiner Reise von Berlin nach Paris in Begleitung seiner Schwester Ulrike nach Dresden. Er kannte die Stadt schon, denn schon im vorigen Herbst hatte er sie auf seiner geheimnißvollen Würzburger Fahrt mit Louis v. Brockes besucht, sich aber wenig darin umgesehen. Erst jetzt sah er sich die Residenz genauer an, und er fühlte sich überaus behaglich in diesem „holden freundlichen Thal“. Vor den Madonnen und Götterbildern begann sein überreiztes Gemüth ruhig zu werden. Auch die Menschen kamen ihm liebevoll entgegen und erhöhten sein Glück. Er lernte die Familie v. Schlieben [136] kennen, eine Wittwe mit einem Sohne und zwei Töchtern, von gutem Adel, aber in beschränkten Verhältnissen, so daß die Mädchen sich heimlich von der zierlichen Arbeit ihrer Hände ernährten. Kleist fand sie „arm und freundlich und gut — drei Eigenschaften, die zusammengenommen mit zu dem Rührendsten gehören, was ich kenne“. Die jüngere Schwester, Henriette, war eine anziehende blonde germanische Erscheinung; wenn ein fremder Maler, meinte Kleist, eine Deutsche malen wollte und fragte ihn nach der Gestalt, nach den Zügen, nach der Farbe der Augen, der Wangen, der Haare, so würde er ihn zu diesem Fräulein führen und sagen, das ist ein echtes, deutsches Mädchen. Er scheint ihr aber erst bei einem späteren Besuche näher getreten zu sein. Diesmal fesselte ihn mehr ihre ältere Schwester Caroline.⁵ Sie war Malerin, copirte Gemälde alter Meister, und Kleist scheint ihre Bekanntschaft in der Galerie gemacht zu haben. Sie war bereits verlobt, mit einem jungen Maler und Kupferstecher Namens Lohse, der damals im Auslande lebte; aber sie wandte dem düsteren, geheimnißvollen Fremdling, wie er ihr, herzliches Wohlwollen und reine Theilnahme zu. Er erinnerte sie später daran, wie er „zuweilen an kühlen Abenden, unter den dunklen Linden des Schloßgartens, frohe Worte wechselnd, an ihrer Seite ging, oder schweigend neben ihr stand auf der hohen Elbbrücke, wenn die Sonne hinter den blauen Bergen unterging“; wie er sie zuweilen durch den Olymp der Griechen voll Götter und

⁵ Wilbrandt verwechselt die beiden Schwestern. Die ältere, nachmals Frau Lohse, hieß Caroline; Henriette war die jüngere.

Heroen führte, und oft mit ihr vor der Mutter Gottes (der Sixtinischen Madonna) stand, „vor jener hohen Gestalt, mit der stillen Größe, mit dem hehren Ernste, mit der Engelreinheit“; wie er einst am Abhange der Terrasse an einem schönen Morgen die Halme hielt, aus denen sie den Glückskranz flocht, der ihre Wünsche erfüllen sollte, und wie sie ihm ihr Andenken für immer versprach. Als sich die Geschwister Kleist nach längerem Aufenthalte zur Abreise rüsteten, da war der Abschied von den Freundinnen wehmüthig. Die eine v. Schlieben weinte aus vollem Herzen; ohne Zweifel war es Caroline, die obendrein den Reisenden Empfehlungen und Grüße an ihren Bräutigam mitgab. Aus Paris schrieb Kleist an Caroline einen langen interessanten Brief, der sich bei Bülow findet.⁶ Lohse schloß sich Kleist an und begleitete ihn in die Schweiz, dann reiste er nach Italien, während der Dichter — im Sommer 1802 — in Thun plötzlich erkrankte, nach Bern geschafft und von dort nach seiner Genesung von der schnell herbeigeeilten Ulrike mit nach Deutschland genommen wurde. Nach einem Aufenthalte in Jena, Weimar und Osmannstädt beim alten Wieland, erschien er wieder in Dresden. Die Tragödie „Robert Guiskard“, worin er die Kunst der Griechen und Shakespeares vereinigen wollte, marterte seinen Geist und sein Gemüth, ohne vorwärts zu rücken. Er muß sich damals im Zustand völliger Selbstverwüstung befunden haben. Wohl traf er wieder die Freunde Pfuels, Rühle und die Familie Schlieben, aber sie vermochten sein verfinstertes Gemüth nicht aufzuheitern. Bülow erzählt eine sehr bezeichnende Anekdote. Caroline, die lange Zeit von Lohse keine Briefe erhalten hatte und darüber ganz tiefsinnig war, sagte eines Tages zu Kleist, der neben ihr auf dem Sopha saß und auf der Guitarre klimperte: Wenn dieser Zustand noch lange anhält, so werde ich verrückt. „Sie haben Recht,“ erwiderte Kleist, „es ist das Beste, was Sie thun können, und wenn Sie Ihren Verstand je wiederfinden, nehme ich eine Pistole und schieße Sie und mich todt. Ich kann ihnen schon den Gefallen thun.“ Dies fürchterliche Wort machte einen so tiefen Eindruck auf das Mädchen, daß sie ihre Besinnung wieder-fand und von ihrer Melancholie genas. In Begleitung Pfuels trat Kleist alsdann seine zweite Schweizerreise an, die so dunkel ist und so tragisch mit Krankheit und, wie Treitschke versichert, mit einem Aufenthalte im Irrenhause endete. Erst im Herbst 1807 nahm er seinen bleibenden Aufenthalt in Dresden.

Diese ganze Periode in Kleists Leben, vornehmlich sein Verhältniß zu Lohse, Caroline und Henriette v. Schlieben, kann ich durch die Güte des Herrn Carl Meinert in Dessau in eine nicht unwesentliche neue Beleuchtung rücken. Es ist diesem umsichtigen Sammler gelungen, den

⁶ Freilich unvollständig. Der Originalbrief, der mir vorlag, enthält die zwei folgenden, von Bülow unterdrückten Stellen — neue Beweise, wie unkritisch dieser Herausgeber mit seinem Material umging. Namentlich die erste, wohl aus Rücksicht auf Ulrike gestrichene Stelle (zu S. 195 nach: zu zeigen) ist hochinteressant: „Ich wäre auf dieser einsamen Reise, die ich mit meiner Schwester machte, sehr glücklich gewesen, wenn — wenn — — Ach, liebe Freundin, Ulrike ist ein edles, weises, vortreffliches, großmüthiges Mädchen, und ich müßte von allem diesen nichts sein, wenn ich das nicht fühlen wollte. Aber — so viel sie auch besitzen, so viel sie auch geben kann, an ihrem Busen läßt sich doch nicht ruhen — Sie ist eine weibliche Heldenseele, die von ihrem Geschlechte nichts hat, als die Hüften, ein Mädchen, das orthographisch schreibt und handelt, nach dem Takte spielt und denkt — — Doch still davon. Auch der leiseste Tadel ist zu bitter für ein Wesen, das keinen Fehler hat, als diesen, zu groß zu sein für ihr Geschlecht.“ — Zu S. 198 nach: Pferde: „Wir haben sie [die Pferde] unaufhörlich gebraucht sie haben uns nie im Stiche gelassen, und wenn wir 14 Stunden an einem Tage gemacht hatten, so brauchten wir sie nur vollauf mit Haber zu füttern und ein wenig schmeichelnd hinter den Ohren zu kitzeln, so zogen sie uns am folgenden Tage noch 2 Stunden weiter. In 8 Tagen haben wir ohne auszuruhen von Straßburg bis Paris 120 Poststunden gemacht — Hier nun haben wir sie verkauft, und nie ist mir das Geld so verächtlich gewesen, als der Preis für diese Thiere, die wir gleichgültig der Peitsche des Philisters übergeben mußten, nachdem sie uns mit allen ihren Kräften gedient hatten. Uebrigens war dieser Preis mit 13 franz. Louisd'or, circa 87 Thlr. also nur 2 Thaler Verlust.“

Nachlaß der nachmaligen Frau Malerin Caroline Lohse geb. v. Schlieben zu erwerben, — deren Mann bald nach ihrer Vereinigung in Mailand starb. Diese Briefe werfen zuerst ein Licht auf Kleists Rückfahrt von Paris. Wir erfahren jetzt, daß Lohse, den Wil-brandt sich den Geschwistern Kleist in Frankfurt anschließen läßt, damals in Paris lebte. Hier schloß er sich ihnen auf der Rückreise an. In Frankfurt a. M. trennten sich die Geschwister. Kleist schreibt später an die Schwester über seinen Reisegefährten: „Das ist wohl ein guter Mensch, den man recht lieb haben kann. Seine Rede ist etwas rauh, doch seine That ist sanft.“ Gerade diese „Rede“, paßte aber nicht zu Kleists empfindlichem, gereiztem Sinn, seiner Rechthaberei, zu seinen durch die Sorge über seine Dichterkunft und durch anhaltende poetische Production zerrütteten Nerven. Schon in Metz scheint es zwischen den Beiden zu Mißhelligkeiten gekommen zu sein, in Folge deren, wenn wir den folgenden Brief recht verstehen, Lohse verschwand und von dem rasch bereuenden Kleist überall gesucht wurde; worauf dann, nachdem Kleist um Verzeihung gebeten, die Versöhnung stattfand. In Basel bei Schnee und Eis angekommen, nahmen die Reisenden gemeinsame Privatwohnung. Was sie in Liestal, dem Hauptort des jetzigen Halbcantons Baselland, wo wir sie zunächst treffen, in dieser Jahreszeit zu suchen hatten, ist unbegreiflich. Fast sollte man glauben, daß es Lohse nur darum zu thun war, Kleist irre zu führen, um sich besser von ihm trennen zu können. In Liestal — Kleist schreibt wunderlicherweise Liechthal — erfolgte nämlich ein heftiger Auftritt. Carolinens Bräutigam verschwand abermals, diesmal unter dem Vorgeben, nach Basel zurück zu gehen, in Wirklichkeit reiste er aber nach Bern weiter. Kleist, der sich von der Scene krankhaft ermattet fühlte, richtete folgenden Tages an Lohse ein Schreiben nach Basel, das von der krankhaften Stimmung seines Gemüthes beredtes Zeugniß ablegt und ihn besser zeichnet als eine lange Charakterschilderung.

H. v. Kleist an Lohse.

Liechthal, d. 23 December, 1801.

Mein lieber Lohse, Du empfängst durch einen Boten diesen eingeschloßnen Schlüssel, den ich nicht, wie ich gestern versprach, selbst nach Basel bringen kann, weil ich mich krankhaft ermattet fühle am Leibe und an der Seele. Sondre Dein Eigenthum von dem meinigen ab, schicke [137] den Schlüssel mir zurück, und bedeute unsre lieben Wirthsleute, daß sie meine beiden Koffer zurückbehalten sollen bis auf weitere Nachricht.

Und weiter hätte ich Dir nichts zu sagen? O doch, noch etwas. Aber sei unbesorgt. Du sollst keine Vorwürfe von mir hören. Ich will Abschied von Dir nehmen auf ewig, und dabei fühle ich mich so friedliebend, so liebe reich, wie in der Nähe einer Todesstunde.

Ich bitte um Deine Verzeihung! Ich weiß, daß eine Schuld auch auf meiner Seele haftet, keine häßliche zwar, aber doch eine, diese, daß ich Dein Gutes nicht nach seiner Würde ehrte, weil es nicht das Beste war. O verzeihe mir! Es ist mein thöricht überspanntes Gemüth, das sich nie an dem, was ist, sondern nur an dem, was nicht ist, erfreuen kann. Sage nicht, daß Gott mir verzeihen solle. Thue Du es, es wird Dir göttlich stehen.

Ich verzeihe Dir Alles, o Alles. Ich weiß jetzt nicht einmal, ja kaum weiß ich noch, was mich gestern so heftig gegen Dich erzürnt hat, und wenn ich mich in diesem öden Zimmer so traurig einsam sehe, so kann ich mir gar nicht Rechenschaft geben, gar nicht deutlich, warum Du nicht bei mir bist?

Und ich sollte Dich nicht lieben? Ach, wie wirst Du jemals einen Menschen überzeugen können, daß ich Dich nicht liebte! — Du hast wohl selten daran gedacht, was ich schon für Dich gethan habe? Und es war doch so viel, so viel, ich hätte für meinen Bruder nicht mehr thun können. Denke nur zuweilen daran zurück, auch an Metz; ich muß Dich nur daran erinnern. Ach es ist nicht möglich, nicht möglich, es muß Dich doch immer rühren, so oft Du daran denkst.

Und doch konntest Du von mir scheiden? So leicht? Ach, Lohse, wenn Caroline Dich einst fragen wird, wie konntest Du so schnell, so leicht von einem Menschen scheiden, der Dir doch so viel Liebes, so viel Gutes that, wie wirst Du Dich getrauen können zu antworten, es sei geschehen, weil er immer recht haben wollte — ?

O weg von dem verhaßten Gegenstande. Du fühlst gewiß nicht einmal, was mich daran schmerzt. Ich habe mich in den vergangenen Tagen vergebens bemüht, auch mir diese Empfindlichkeit zu stumpfen. Aber noch die bloße Erinnerung erregt mir die Leidenschaft. — Was suchten wir wohl auf unserm schönen Wege? War es nicht Ruhe vor der Leidenschaft? Warum grade, grade Du — ? Es war mir doch Alles in der Welt so gleichgültig, selbst das Höchste so gleichgültig; wie gieng es zu, daß ich mich oft an das Nichtswürdige setzen konnte, als gälte es Tod und Leben? Ach, es ist abscheulich, abscheulich, ich fühle mich jetzt wieder so bitter, so feindseelig, so häßlich — Und doch hättest Du alle holden Töne aus dem Instrumente locken können, daß Du nun bloß zerrissen hast —

Doch das ist geschehen. Ich will kurz sein. Unsere Lebenswege scheiden sich, lebe wohl — Und wir sollten uns nicht wiedersehen — ? O wenn Gott diesmal mein krankhaftes Gefühl nicht betrügen wollte, wenn er mich sterben ließe! Denn niemals, niemals hier werde ich glücklich sein, auch nicht wenn Du wiederkehrst — Und Du glaubst, ich würde eine Geliebte finden? Und kann mir nicht einmal einen Freund erwerben? O geht, geht, ihr habt alle keine Herzen — — Wenn mir geholfen ist, wie ich es wünsche, so ist es auch Dir. Ich weiß wohl noch etwas, worüber Du Thränen des Entzückens weinen sollst. Dann wird auch Caroline Dir etwas von mir erzählen — O Gott, Caroline! — Wirst Du sie denn auch glücklich machen? — O verschmähe nicht eine Warnung. Es ist die letzte, die pflegt aus reiner Quelle zu kommen. Traue nicht dem Gefühl, das Dir sagt, an Dir sei nichts mehr zu ändern. Vieles solltest Du ändern, manches auch könntest Du. Lerne auch mit dem Zarten umzugehen. — Wenn aber die Lebensreise noch nicht am Ende wäre, dann weiß ich noch nichts Bestimmtes. Bei Heinrich Zschokke wirst Du aber immer erfahren können, wo ich bin. Schreibe mir, in ein Paar Monaten, wo Du bist, dann will ich mein Versprechen halten, und Dir die Hälfte von Allem überschicken, was mein ist.

Und nun, was ich noch sagen wollte — es wird mir so schwer das letzte Wort zu schreiben — wir waren uns doch in Paris so gut, o so gut — Bist Du nicht auch unsäglich traurig? Ach, höre, willst Du mich noch einmal umarmen? Nichts, nichts gedacht, frage Dein erstes Gefühl, dem folge. — — Und wenn es doch das letzte Wort wäre — O Gott, so sage ich Dir und allen Freuden das Lebewohl Lebewohl Lebewohl

Heinrich Kleist.

Bern, d. 27t December.

Also Du bist nicht nach Basel gegangen? Ei der Tausend! Wie man doch die dummen Leute anführen kann! Denn ich habe Dich wirklich überall voll Betrübniß gesucht, und die ganze Scene von Metz wiederholt — Also Du bist frisch und gesund in Bern? Nun, das freut mich, freut mich doch — Aber Gott weiß, ich habe jetzt einen innerlichen Widerwillen vor Dir und könnte Dich niemals wieder herzlich umarmen. Ich nehme also das Obengesagte zurück. —

Empfange Dein Eigenthum in der Krone, schicke mir die Charte, Pantoffeln etc. etc. und lebe wohl wohl.

d. 29t Mittags.

Mein lieber Lohse, ich muß Dir jetzt doch mein unverständliches Betragen erklären! — Ich schrieb diesen Brief in Liechthal und empfieng ihn in Basel zurück. — Als ich in Bern erfuhr, daß Du hier seyst, schrieb ich die Nachschrift. Denn damals schien es mir noch süß, Dir wehe zu thun. — Am andern Tage dachte ich wieder, es so [sei] besser Dir das zu ersparen. Darum schickte ich Dir bloß die Sachen ohne den Brief. — Heute Morgen als ich Dich unter den Arkaden begegnete, Gott weiß, ich hatte das Alles vergessen und mir war es wie vor 6 oder 8 Wochen. Aber das war doch wohl nur bloß ein vorübergehendes Gefühl — Prüfe selbst ruhig, ob wir wohl für einander passen — Du wirst wie ich, die Unmöglichkeit einsehen — Aber komm noch einmal zu mir, wir wollen ohne Groll scheiden.

An HErrn Lohse.

Dieser Jammerepistel folgte Kleist selbst nach Basel, wo er alsbald die Wahrheit vernahm. Lohse war gar nicht hierher zurück. Kleist reiste zürnend gen Bern, denn er mußte ja fast an einen berechneten Bruch glauben, sah Lohse bald darauf unter den „Lauben“ und schrieb hier die erste bittere, dann die zweite wehmüthige Nachschrift. Sie scheinen sich in der Folge wieder leidlich versöhnt zu haben, denn Kleist meldet aus Thun später an Ulrike, daß Lohse, „den seine Kunst ernährt“, bei ihm wohnen werde; aber dann entzweiten sie sich abermals, denn als Kleist von Osmannstädt nach Dresden kam, vermied er es lange, mit Caroline v. Schlieben über ihren Bräutigam zu sprechen, war betreten, fürchtete eine gewisse Voreingenommenheit und thaute erst später auf. Auch aus dieser Epoche besitzen wir ein neues Zeugniß: einen Brief Carolinens und Kleists an Lohse. Die Situation ist die oben beschriebene. Kleist, das „wunderbare Wesen“, rätselvoller und verbitterter als je, mit Mord- und Selbstmordgedanken spielend; Caroline, von Lohse wieder einmal seit Monaten ohne Nachricht gelassen, der Schwermuth nahe. Ein Eingehen dieser Freundin auf Kleists lebensüberdrüssige Stimmung hätte diesem schon jetzt die Todesgefährtin bringen können. Carolinens Brief ist nur zum Theil erhalten.

Caroline v. Schlieben an Lohse.

. . . benommen haben, die mich oft betrübten — und für deren Wirkung ich immer zu fürchten hatte — könnte ich doch wissen, wie du jetzt dieserwegen dächtest, welche Wirkung mein Brief aus dich gemacht hat, — oder sollte die schreckbare Ahnung, die ich damals hatte, vielleicht gar jetzt ihre Erfüllung erreichen? — auch Kleist will mir oft dieserwegen bange machen, es ist ihm sehr wahrscheinlich, daß Du mir ent[schlüpfst?] . . .

den 15 August 1803.

Ich mochte dir so gern mancherlei von Kleisten erzählen, aber ich bin so zerstreut, so unruhig, nur bei dir sind meine Gedanken. — — Es wird dich aber intresiren also nur etwas, — Da ich keinesweges vermuthet hätte, daß Kleist hierher kommen würde so brachte mich seine Ankunft in peinliche Verwirrung, ich war betreten, wolte etwas zurückhaltent sein, und freute mich doch recht herzlich, — ich erinnerte mich seiner großen Herzensgüte und vergaß auch seine öfteren Entmutigungen gegen Dich — Das machte einen wunderbaren Eintruck bei mir — Kleist war

ebenfalls entsetzlich betreten, und seine Verwirrung machte Aufsehen — bis er mich gefragt hatte nicht ohne bewegung, was ich von ihm dächte — da ich ihm trotz allen Vorfällen nicht gram sein kann, so war er mit einer Antwort zufrieden, — er machte sich mancherlei Vorwürfe, wegen der Vergangenheit, und sagte immer daß du mir gewiß alles zu sehr zu seinen Vortheil würdest geschildert haben, aus allen aber sehe ich, daß er dich noch sehr liebt und schätzt, und sollte mich das nicht zutraulich machen, auch gegen mir ist er sehr theilnehmend und freundschaftlich und scheint es sehr gut zu meinen, er will mich auch [138] bessern, denn er hat mir meine Schwächen sehr vorgehalten — Er hat sich vorgenommen mir selbst zu erzehlen, wie ihr aus einander gekommen seid. — Im ganzen ist Kleist aber doch ein wunderbares Wesen, ich kann ihn nicht begreifen, sollte ich dir sagen, wie er mir Alles vorgekommen ist, so würde ich nicht fertig werden — Wenn ich dich gegen ihm bedachte — Welch ein unterschied — Wenn du dich nur selbst kennen solltest, ganz deiner Bewundrung würdig . . .

So gern als ich noch recht viel mit dir sprechen möchte, so läßt es mir meine Unruhe nicht zu, dazu die Ungewißheit, ob du diesen Brief erhältst — Kleist giebt sich wohl viele Mühe dieserwegen — Ach! Mein Geliebter, die Fesseln sind hart, die mich von dir entfernt halten, wenn ich mich nicht dabei deiner Liebe, deiner Festigkeit erinnerte — wer weiß, was aus mir würde. — — Doch im Geist können wir ja immer vereint sein, und ich werde froh sein, so bald ich nur einige Worte über dein Wohl höre — Möchtest du dich selbst durch Empfang dieses Briefes überzeugen, daß mein Kummer ungegründet ist, — Ich wünsche es sehnlich.

In Eile . . . Glückauf mein Lohse.

Deine Karoline.

Nachschrift von H. v. Kleist.

Mein lieber Lohse, ich bin seit einigen Tagen in Dreßden, und habe das ganze schl[iebensche] Haus voller Besorgnisse um Dein Schicksal gefunden, weil Du seit so vielen Monaten nicht geschrieben hast. Es ist kein Uebel der Erde, unter welchem Dich C. im Geiste nicht seufzen und erliegen sieht. Bald ist es ihr am wahrscheinlichsten, daß Du krank, bald, daß Du ihr untreu seist, und Möglich ist, daß die Wahrheit auf eine gewisse Art zwischen inne liegt. Es kann sein, daß Du in einem Augenblick der Hoffnungslosigkeit Dich entschlossen hast, Deine Schicksale von den Schicksalen dieses armen Mädchens zu trennen. Sollte dies der Fall sein, und sollte Trennung von ihr ein Mittel sein, um mit freier Bewegung Deiner Kräfte wenigstens Dir allein ein erträgliches Brot zu erringen (Du verstehst mich), so setze, wie Du es angefangen hast, Dein Stillschweigen fort, und ich will, während meines Hierseins, alles Mögliche thun, um den großen Schmerz, der dieses arme Mädchen dann allerdings träfe, zu mildern. Wenn Du aber zu Deinen Kräften noch ein klein wenig Mut spürst, o mein lieber Lohse, so laß Dir sagen, daß keine Arbeit Dich schrecken muß, die dies Vortrefflichste der Mädchen Dir gewinnen kann. Nach meiner (allerdings unvollständigen) Ansicht der Dinge, scheint mir die Schweiz immer noch der Ort zu sein, an welchem Du Dein Talent am frühesten und sichersten gelten machen kannst. C. ist überdies auf dem Wege, eine echte Künstlerin zu werden, und wird einst mehr als Dich unterstützen können. Solltest Du aber nicht Dir zutrauen, die Schweizermaler zu verdrängen (welches Du allerdings darfst und kannst), so kannst Du wahrhaftig nichts besseres thun, als in Dein Vaterland zurückzukehren unter Menschen, die Dich lieben, mit Dir verwandt sind, oder wenigstens Deine Sprache verstehen. Deine Pläne aber mögen sein, welche sie wollen, so theile sie Deinem Freunde mit, und scheue Dich nicht, jede Hülfe von ihm zu

fordern, die er Dir leisten kann. Ich werde noch einige Zeit, vielleicht einen Theil des Sommers in Dreßden bleiben und hier wird mich auf jeden Fall Dein Brief finden. Mein Schicksal nähert sich einer Krise, ist sie glücklich, so werden mir Mittel genug zu Gebote stehen, um Dir zu helfen.

H. K.

Wir wissen, wie schon gesagt, daß Kleist bald darauf in entsetzlicher Schwermuth zum zweitenmale nach der Schweiz reiste. Die Abreise erfolgte plötzlich. Erst am Tage vorher war Kleist in der Familie v. Schlieben mit der unerwarteten Erklärung erschienen, er gehe mit Pfuel nach der Schweiz und nach Mailand, zu dem alleinigen Zwecke, dort seinen Freund Lohse zu besuchen. Er mußte natürlich der armen Caroline versprechen, ihr bald und ausführlich über den Bräutigam zu schreiben, aber in der wachsenden Krankheit seiner Seele vergaß er alle Zusagen und schwieg. Erst als er im Sommer 1804 nach Berlin zurückkehrte, erinnerte er sich der Freundinnen. Doch bedurfte es eines Anlasses. Hauptmann v. Gleißenberg, der Bräutigam seiner Cousine Caroline v. Pannwitz, reiste nach Dresden, und so empfahl er den Freund seinen Freundinnen. Der Brief ist um so werthvoller, als er uns über die dunkle zweite Schweizerreise aufklärt.

H. v. Kleist an Henriette v. Schlieben.

Meine theure Freundinn Henriette,

ich will diese Reise des Hauptmanns von Gleißenberg, meines Jugendfreundes, nicht unbenutzt lassen, Ihnen ein Paar flüchtige Zeilen von Ihrem immer treuen Heinrich Kleist in die Hände zu schenken. Verzeihen Sie, wenn ich alle Versprechungen, mit welchen ich in Dreßden von Ihnen schied, so gänzlich unerfüllt gelassen habe. Wenn uns das Schicksal so unerbittlich grimmig auf der Ferse folgt, so haben wir alle Besinnung nöthig, um uns nur vor seinen Schlägen einigermaßen zu retten. Doch es bedarf nur einer kurzen Ruhe, um uns alle frohen Augenblicke der Vergangenheit, und mit ihnen alle gute Menschen in's Gedächtniß zu rufen, denen wir sie schuldig sind.

Wie ist es Ihnen denn dieses ganze lange Jahr über, das wir uns nicht gesehen haben, gegangen? Wie befindet sich ihre würdige Frau Mutter? Und Ihre Tante? Was macht unsre liebenswürdige Freundinn Caroline? Ist Wilhelm⁷ in Dreßden gewesen? Und ist ihm sein Wunsch erfüllt, und ihm eine Laufbahn im Civil eröffnet worden? Schreibt Lohse öfter als sonst? Und geht es ihm gut? Wo ist er denn jetzt? Dürfen wir hoffen, unsre liebe Caroline durch ihn bald glücklich zu sehen? — Auf alle diese Fragen, mein theuerstes Cousinchen, wird Ihnen Ihr Herz sagen, daß Sie mir die Antwort schuldig sind.

Ich habe Lohsen auf einige Zeit in Varese gesehen, wo ich einen der frohsten Tage meines Lebens verlebt habe. Wir fuhren, Werdecks,⁸ Pfuel, er, und ich, zusammen nach Madonna del

⁷ Wilhelm v. Schlieben, der Bruder von Caroline und Henriette.

⁸ Herr v. Werdeck, Gutsbesitzer in der Nähe von Cottbus, ist derselbe Verwandte, der den alten Wieland im Sommer 1803 mit einem Empfehlungsschreiben Kleists besuchte. Vgl. Koberstein 65, 88, Bülow 36 f.

monte, einem ehemaligen Kloster an dem südlichen Fuße der Alpen; und war es diese Gesellschaft, und dieser Ort, dieser wunderschöne Ort, vielleicht auch der Genuß der gewürzreichen Weine, und der noch gewürzreicheren Lüfte dieses Landes: ich weiß es nicht; aber Freude habe ich an diesem Tage so lebhaft empfunden, daß mir diese Erscheinung noch jetzt, bei dem Kummer, der mir zugleich damals fressend an's Herz nagte, ganz verwundungswürdig ist. — Uebrigens hatte ich, bei der Gesellschaft, die uns immer umgab, nur selten Gelegenheit, mich ihm vertraulich zu nähern. Seine Verhältnisse schienen in dieser Stadt sehr mannichfaltig, selbst ein wenig verwickelt, er selber gegen mich etwas geheimnißvoll, so daß ich Ihnen keine ganz sichere Nachricht über ihn zu geben im Stande war; sonst hätte ich wirklich gleich von dort aus an Sie geschrieben. — Auch hatte er eben einen Brief an Caroline angefangen, so daß ich einen Aufschub wagen zu dürfen glaubte, und späterhin durch eine zunehmende Gemüthskrankheit immer unfähiger ward, die Feder zu einem Briefe an Sie anzusetzen.

Von dort aus bin ich, wie von der Furie getrieben, Frankreich von Neuem mit blinder Unruhe in zwei Richtungen durchreiset, über Gens, Lyon, Paris nach Boulogne sur Mer gegangen, wo ich, wenn Bonaparte sich damals wirklich nach England mit dem Heere eingeschifft hätte, aus Lebensüberdruß einen rasenden Streich begangen haben würde; sodann von da wieder zurück über Paris nach Mainz, wo ich endlich krank niedersank, und nahe an fünf Monaten abwechselnd das Bett oder das Zimmer gehütet habe. Ich bin nicht im Stande vernünftigen Menschen einigen Ausschluß über diese seltsame Reise zu geben. Ich selber habe seit meiner Krankheit die Einsicht in ihre Motiven verloren, und begreife nicht mehr, wie gewisse Dinge auf andere erfolgen konnten. — Jetzt werde ich in meinem Vaterlande bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt werden, und mich vielleicht in Kurzem wieder zu einer neuen Reise rüsten müssen. Denn ich soll mit einer Gesandtschaft nach Spanien gehen, und werde auf diese Art wohl Verzicht leisten müssen, jemals auf diesem Sterne zur Ruhe zu kommen.⁹ — Wie lieb sollte es mir aber sein, wenn mich diese Reise über Dreßden führte, und ich an Ihrer Seite, meine liebenswürdigen Freundinnen, [139] einige der schönen Tage der Vergangenheit wiederholen könnte! Bis dahin erfreuen Sie mich gütigst mit einem Paar Zeilen von Ihrer Hand, und vergessen Sie meine Bitte nicht um Nachricht über Alles, Frohes oder Trauriges, war Ihr Haus betroffen haben könnte. Denn Alles, was Sie, geht auch mich an.

Berlin, d. 29t Juli 1804.

Heinrich Kleist.

N. S. Diesen Brief gebe ich dem Hauptmann v. Gleißenberg¹⁰ mit, der nach Gulben bei Cottbus zu seiner Braut, meiner Cousine, dem Fräulein v. Pannwitz, und vielleicht von dort, in Geschäften seines künftigen Schwiegervaters, nach Dreßden geht. In diesem Falle, denk' ich, werden Sie ihm wohl, als meinem Freund, vorläufig ein freundliches Gesicht schenken, bis er Zeit gewonnen hat, es sich bei Ihnen zu verdienen. Er wird sich auch meinen Koffer ausbitten,

⁹ Das Project des Majors Gualtieri, seines bewährten Freundes und zugleich Bruders seiner treuen Cousine Marie v. Kleist, den Dichter als Legationsrath oder Attaché mit nach Madrid zu nehmen, wohin Gualtieri als preußischer Gesandter ging und wo er auch bald darauf starb, zerschlug sich bekanntlich und Kleist kam nach Königsberg. Vgl. Wilbrandts H. v. Kleist, S. 213 ff.

¹⁰ Dieser ausgezeichnete Offizier fiel als Obristlieutenant in der Schlacht bei Leipzig. Koberstein 13, 89.

für dessen gütige Aufbewahrung ich Ihnen allerseits ergebenst danke. — Sollten Hindernisse ihn abhalten, nach Dreßden zu gehen, so wird er Ihnen diesen Brief mit der Post schicken; und in diesem Falle mögte ich wohl wissen, ob sich Gelegenheit fände, diesen Koffer mit einem Frachtwagen nach Gulben bei Cottbus an den Herrn Hauptmann v. Pannwitz zu schicken? Wenn dies nicht möglich ist, so bitte ich ihn gradezu dorthin auf die Post zu geben.

.... iette von Schlieben

.....bohren,

zu

Dreßden.

Noch drei werthvolle Reliquien enthält der Lohse - v. Schliebensche Nachlaß. Zuerst ein Gedenkblatt, das Kleist seiner Freundin Henriette vor der Abreise nach Paris ins Stammbuch schrieb:

Thue recht und scheue niemand.

Mit dieser hohen Lehre, welche Sie zugleich in der Demuth und im Stolze, über Ihre Pflichten und über Ihre Rechte unterrichtet, erinnere ich Sie zugleich an die christliche Religion, an ein gute Handlung, an einen schönen Abend und an Ihren Freund Heinrich Kleist, aus Frankfurt a/Oder. Dreßden d. 17t Mai, 1801.

Ferner in einem Briefumschlag mit Carolinens Adresse einen dünnen, aber noch grünen und fest verknoteten Glückskranz mit der rührenden Beischrift von Carolinens Hand: „Dießen Kranz habe ich noch mit dem guten Kleist gebunden am 16 May 1801.“ Ohne Zweifel ist es der uns wunderbarerweise erhaltene Kranz, von dem Kleist in seinem oben angezogenen Pariser Briefe spricht. Leider fand sich der Schattenriß, den Caroline von dem Dichter gemacht und der ihm sehr ähnlich gewesen sein soll, nicht vor, dafür aber eine treffliche Bleistift- und Kreidezeichnung, offenbar wieder von Carolinens Hand, mit der merkwürdigen Unterschrift: „Henriette von Schlieben, Kleists Braut.“ Da Kleists Pariser Brief an die ältere Schwester nicht einmal Grüße an Henriette und auch sonst gar keine Andeutung über ein Verlöbniß enthält, so müßte ein solches erst später stattgefunden haben. Jedenfalls aber auch nicht bei Kleists zweitem Besuch 1803, denn sein zuletzt abgedrucktes Schreiben an „meine theure Freundin“ Henriette ist nimmermehr an eine Braut gerichtet. Kleist müßte also doch, obwohl uns nichts überliefert ist, in der Periode 1808—9 bei Schliebens verkehrt und sich da mit dem, auch nach ihrem Porträt zu urtheilen, bildschönen Mädchen verlobt haben. Wir wissen nur, daß er damals der Bräutigam einer Mündel des alten Körner war und stehen also abermals vor einem neuen Räthsel.

[169]

III.

In all seinen Hoffnungen betrogen, kehrte Kleist mit halb vernichteter Existenz im Sommer 1804 aus Frankreich zurück. Willenlos fügte er sich den Forderungen seiner Familie, den

Beschwörungen seiner Schwester, den Befehlen des Königs, bei dem er um eine Anstellung im Staatsdienst betteln mußte. Er that das Gelübde, das „Verschemachen“, wie der Generaladjutant Köckeritz sich ausdrückte, ein- für allemal zu lassen. Die Folge war, daß er nach langem Harren endlich als Diätar bei der Domänenkammer nach Königsberg versetzt wurde. Natürlich war dort der Drang seiner liedervollen Brust nicht lange zurückzudämmen. Sobald der Lebensmuth in ihm aufflackerte, mußte auch die Muse sich einstellen, erst zaghaft, mit schüchternem Werben, dann mit leidenschaftlicher, Alles verzehrender Heftigkeit. Vorderhand waren es keine weltstürmenden Pläne mehr, wie der unselige „Guiskard“. Er übersetzte für seine ehemalige Braut Wilhelmine, die er hier als glückliche Professorsgattin wiederfand, Lafontaines schöne Fabel „Les deux pigeons“, freilich voll wehmüthiger Anspielungen auf die verlorene Geliebte und den unglücklichen ersten Ausflug nach Paris; dann schuf er die geniale mystisch-romantische Nachdichtung von Molières „Amphitryon“ und mehrere Novellen, vollendete den schon in der Schweiz concipirten „Zerbrochenen Krug“ und fand endlich die Kraft, in seinem am gewaltigsten von Poesie durchglühten Werke: „Penthesilea“ die Geschichte seines Kampfes um „Robert Guiskard“ zu objectiviren und damit den letzten Rest seiner alten Krankheit abzuschütteln. Denn es ist gewiß, daß er in dieser titanischen Schöpfung, in der, wie er selbst sagte, der ganze Schmerz zugleich und Glanz seiner Seele liegt, die anfänglichen Kämpfe um den Kranz, den er Goethe von der Stirne zu reißen sich vermaß, seine Anläufe, den Guiskard zu vollenden und sein Ikarus-Geschick geschildert hat. Man lese nur seine Briefe an Ulrike nach seiner ersten Rückkehr aus der Schweiz und vor Allem die erschütternden Zeilen aus Genf und Saint-Omer, wo ihm sein Ideal unter den Händen entwich und er seine Unzulänglichkeit wie sein Elend mit vollendeter Klarheit durchschaute, und man wird die Stimmung, ja fast den Wortlaut der „Penthesilea“ wiederfinden. Auf eine merkwürdige Parallelstelle will ich gleich hier aufmerksam machen. Kleist hatte dem alten Wieland einige Szenen aus „Guiskard“ aus dem Gedächtnisse vorgetragen und ihn dadurch aufs Höchste entzückt und auf die Fortsetzung begierig gemacht. Aber Kleist entfloß plötzlich aus Osmannstädt hinweg nach Leipzig und Dresden und erhielt mehrere Wochen später von Wieland ein väterlich ermahnendes Schreiben, das mit den Worten schloß: „Nichts ist dem Genius der heiligen Muse, die Sie begeistert, unmöglich. Sie müssen Ihren Guiskard vollenden, und wenn der ganze Kaukasus und Alles auf Sie drückte.“ Kleist wurde durch dies Schreiben hochofren. Er schickte es sofort an Ulrike mit der Bemerkung: „Ich sehe sein Antlitz vor Eifer glühen, indem ich ihn lese. Die beiden letzten Zeilen sind mir die rührendsten.“ Noch in seiner großen Verzweiflung schrieb er später aus Genf an die Schwester das Postscript: „Schicke mir doch Wielands Brief“, und als er von seiner schmerzlichen Audienz bei v. Köckeritz kam, da las er, wie er Ulrike schreibt, auf dem Wege Wielands Brief und erhob sich „mit einem tiefen Seufzer ein wenig wieder aus der Demüthigung“, die er soeben erfahren hatte. Nun, der ihm so theure Brief Wielands hat auch in der „Penthesilea“ seine Spur zurückgelassen. Die Unterredungen zwischen Penthesilea, Prothoe und Meroe (zumal im 9. Auftritt) lesen sich wie ein poetischer Auszug aus Kleists Briefen aus Genf, St. Omer und aus Wielands Brief. „Sie müssen Ihren Guiskard vollenden,“ hatte Wieland geschrieben, „und wenn der [170] ganze Kaukasus und Alles auf Sie drückte.“ Und fast wörtlich sagt Prothoe:

Sinke nicht,

Und wenn der ganze Orkus auf dich drückte! —

Der neuentflammte Muth spricht aus den Worten der Amazonenkönigin:

Den Ossa will ich auf den Kaukasus,
Und Kaukasus auf den Altai thürmen,
Mir von Altai, Pelion, Kaukasus,
Den Weltgebirgen, eine Leiter bauen,
Und auf der Staffeln höchst' empor mich schwingen!

(Variante der Hs. der Berliner Kgl. Bibliothek.)

Glücklicher, als mit dem unmöglichen „Guiskard“, konnte er wenigstens „Penthesilea“ vollenden. Freilich unter mißlichen äußeren Umständen. Bald erkrankte er wieder, der Kanonendonner von Jena hallte darein; die Flucht des Hofes nach Königsberg, wo sein Gedicht reiste, und das allgemeine Elend des Vaterlandes drohten jede Stimmung zu zerreißen. Die Sorge um dies Stück wird es auch zum guten Theil gewesen sein, die ihn, nachdem er einmal dem Staatsdienste trotzig den Rücken gekehrt, aus Königsberg vertrieb. Da spielte ihm sein Unstern wieder einen bösen Streich. Im Januar 1807 wollte er sich über Berlin nach Dresden begeben. Sein Freund Pfuël und zwei andere Offiziere, Gauvain und Ehrenberg, wanderten mit ihm bis zur preußischen Grenze; dort verließ ihn Pfuël. Kleist aber und die beiden Anderen waren kaum in Berlin angelangt, als man sie, statt ihnen ihre Pässe zu visiren, im französischen Gouvernement festhielt, peinlich verhörte, am dritten Tage zu Kriegsgefangenen erklärte und trotz aller mündlichen und schriftlichen Vorstellungen über Mainz, Straßburg und Besançon nach dem Fort du Joux bei Pontarlier an der Neuenburger Grenze brachte. Am 5. März kamen sie dort an, wurden in unterirdische Verließe gesperrt, und erst nachdem sich Kleist an den Commandanten gewandt, erhielten sie bessere „Behältnisse“ und die Vergünstigung, auf den Wällen spazieren zu gehen. Unterdessen that Ulrike in Berlin alle möglichen Schritte, um des Bruders Befreiung zu erwirken, und sie erreichte vorläufig wenigstens das Eine, daß er aus dem Fort entlassen und, den anderen Kriegsgefangenen gleich, nach Châlons an der Marne geschickt wurde, worauf nach langen Monaten endlich der Befehl der Befreiung einlief. Aus Châlons schrieb Kleist dreimal an Ulrike¹¹ und einmal an seine Cousine Marie v. Kleist geb. Gualtieri, die sich ebenfalls sehr um seine Befreiung bemühte. Ich theile hier einen von dort an Rühle gerichteten Brief mit, der als Ergänzung und schon darum nicht unwichtig ist, weil wir daraus die durch Rühle und Adam Müller besorgte Drucklegung des „Amphitryon“ ersehen.

H. v. Kleist an Rühle v. Lilienstern.¹²

Mein liebster Rühle,

¹¹ Brief 39 (bei Koberstein) an Ulrike (nach deren Abschrift) hat mir im Original aus dem Privatbesitz des jüngstverstorbenen Directors Halm in München vorgelegen. Der Vergleich zeigt manche Abweichung, zumal in der Interpunktion, und ein falsches Datum. Es soll statt 8. Mai: 8. Juni 1807 heißen. Koberstein scheint Kleist auch corrigirt zu haben. Kleist schreibt deutlich: „meine ganze Hoffnung beruht auf Dich.“ Koberstein verbessert: Dir.

¹² Im Besitze der Königlichen Bibliothek in Berlin (Nachlaß Varnhagen), wie auch das folgende Billet. Bei dieser Gelegenheit spreche ich dem Kgl. Ober-Bibliothekar Herrn Geh. Ober-Regierungsrath Prof. Lepsius, die mir die Benutzung des Nachlasses von Dahlmann, Varnhagen u. s. w. gestattet, sowie dem Herrn Geheimrath Kunstmann, meinen besten Dank aus.

ich schreibe Dir nur ganz kurz, um Dir folgende Notizen zu geben. Soeben ist von dem Gen. Clarke der Befehl zu meiner Loslassung angekommen. Ich bin aber ganz ohne Geld, und nicht im Stande, zu reisen, wenn Du mir nicht unverzüglich das Geld von Arnold¹³ schickst. Ich zweifle auch gar nicht daran, daß Du diese Sache schon auf meinen Brief von Ende vorigen Monats (glaub ich) abgemacht hast, und daß das Geld schon unterwegs ist. Sollte es aber doch, unvorhergesehener Hindernisse wegen, unmöglich gewesen sein, so muß Du es entweder noch möglich machen, und zwar ohne allen Verzug (mußtest Du auch einen Theil der Summe dafür aufopfern) oder aber wenigstens meiner Schwester Ulrike davon Nachricht geben, so höchst unangenehm mir auch dieser Schritt wäre. Ich muß Dir sagen, daß es mir äußerst niederschlagend sein würde, wenn ich mir mit allen meinen Bemühungen nicht so viel erstrebt hätte, als nöthig ist, mich aus einer Noth, wie die jetzige ist, heraus zu reißen. Arnold hat das Buch, wie Du mir geschrieben hast, schon vor 10 Wochen gedruckt; es läßt sich also gar kein billiger Grund denken, warum er so lange mit der Bezahlung zögert. Ich glaube auch nicht, daß er es gethan hat; ich glaube auch nicht, daß Deinem Eifer etwas vorzuwerfen sei; die Möglichkeit nur, daß das Geld doch, trotz dem Allen ausbleiben könnte, macht mich unruhig. Aus jeden Fall erwarte ich Deine Antwort hier, auf meinen vorigen Brief, die spätestens in 14 Tagen, wenn Du geschrieben hast, hier eintreffen muß. Ich muß auf Befehl des Gen. Clarke, nach Berlin gehen, und mich dort bei ihm melden. Es ist ungeheuer, . . . , so durch die Welt zu jagen, ohne zu fragen, wo das Geld dazu hernehmen? Bis diese Stunde verweigert man mir noch die Reise-Entschädigungen, die sonst einem gefangenen Offizier zukommen; und ob ich mich gleich an das Kriegs-Gouvernement in Paris wenden werde, so ist doch sehr zweifelhaft, ob ich etwas damit ausrichte. Doch die Post drängt, ich muß schließen. Sobald ich in Berlin bin schreibe ich Dir; und eile in Deine Arme, so bald ich dort meinen Paß habe. Denn ein Verhör werde ich doch wohl noch dort auszustehen haben. Lebe wohl und bleibe treu

Deinem

H. v. Kleist.

Chalons sur Marne,

d. 13t Juli 1807.

N. S. Antworte mir unverzüglich auf diesen Brief. Solltest Du den Wechsel schon abgeschickt haben, so kannst Du genau berechnen, wann ich in Berlin bin. Laß mich auch dort einen Brief vorfinden, der mich genau von Deinen Entschlüssen für die Zukunft unterrichtet. Adieu.

Nach seiner Rückkehr aus der französischen Kriegsgefangenschaft reiste Kleist über Berlin nach Dresden, wo er ein so angeregtes Leben der Geister und Muße zur Arbeit fand, wie es ihm weder vorher noch später je zu Theil wurde. Er traf dort Pfuel und Rühle, machte die Bekanntschaft des geistreichen Sophisten Adam Müller und durch ihn diejenige von Gentz, der damals in diesen Kreisen sehr einflußreich war. Auch Tieck fand sich im Laufe des Sommers 1808 ein, und Varnhagen scheint sich ebenfalls vorübergehend in Dresden aufgehalten zu haben, wie das folgende Billet zeigt.

¹³ Der Buchhändler Arnold in Dresden hatte den von Adam Müller herausgegebenen und mit Vorrede versehenen „Amphitryon“ Anfangs Mai in seinem Verlag erscheinen lassen.

H. v. Kleist an Varnhagen.

Lieber Varnhagen,

Ich bin zweimal im goldenen Engel gewesen, ohne Sie zu treffen. Heute bin ich krank. Wollen Sie Nachmittag eine Tasse Caffé bei mir trinken? Sie werden damit sehr erfreuen

Ihren

ergebensten

H. v. Kleist.

Donnerstag.

[Von Varnhagens Hand:] Dresden, October 1808.

So entwickelte sich für den Dichter ein anregendes Leben in der Elbestadt. Der eben erschienene „Amphitryon“ wurde in öffentlichen Gesellschaften vorgelesen, „Penthesilea“ vollendet und mit lebhaftem Interesse aufgenommen, der „Zerbrochene Krug“ auf einem hocharistokratischen Liebhabertheater zur Aufführung [171] gebracht und der Poet sogar beim österreichischen Gesandten Grafen Buol „von den zwei niedlichsten kleinen Händen, die in Dresden sind“, mit einem Lorbeer gekrönt. Kleist trachtete seine einflußreichen Connexionen zu benutzen. Man eröffnete ihm die Aussicht, eine Directionsstelle am Burgtheater zu bekommen. Zwar zerschlug sich das wieder, aber ein anderer, ihm vom alten Körner eingegebener Plan, eine große Buch-, Karten- und Kunsthandlung nebst einem Kunstjournal zu gründen, kam mit materieller Hülfe Ulrikens, Rühles und Pfuels zu Stande. Bald konnte Kleist an Cotta den Plan der neuen Zeitschrift schicken und um dessen buchhändlerische Verwendung bitten; gegenüber Gentz, der sich ebenfalls dafür interessirte, verbat man sich den naheliegenden Vergleich mit Schillers eingeschlafenen „Horen“, und noch vor Ablauf des Jahres sandte Kleist an seinen Gönner, den Minister v. Altenstein, die Anzeige seines „Phöbus“.

H. v. Kleist an Karl Freiherrn v. Stein zum Altenstein.¹⁴

Verehrungswürdigster Herr Geheimer-Ober-Finanzrath,

Indem ich Ihnen, in der Anlage, die Anzeige eines Kunstjournals überschiere, das ich, unterstützt von Göthe und Wieland, für das Jahr 1808 herauszugeben denke, mache ich den Anfang damit, einer sehr heiligen Forderung meiner Seele ein Genüge zu thun. Denn niemals wird das Bestreben in mir erlöschen, der Welt zu zeigen, daß ich der Güte und Gewogenheit, deren Sie mich, bei meiner Anstellung in Berlin, würdigten, wenn auch nicht in dem Sinne, in dem ich er damals versprach, doch in einem anderen, würdig war. Sie wissen wohl nicht, mein verehrungswürdigster Freund, welch' ein sonderbares Schicksal mich, auf meiner Reise von Königsberg nach Dreßden getroffen hat? Ich ward, gleich nach meiner Ankunft in Berlin, durch den Gen. Clarke, kein Mensch weiß, warum? arretirt, und als ein Staatsgefangener, durch die Gensd'armie nach dem Fort de Joux (bei Neufchâtel) abgeführt. Hier saß ich, in einem

¹⁴ Aus dem Königlichen Geheimen Staatsarchiv in Berlin mit dankenswerther Bewilligung zur Veröffentlichung des Herrn Geheimraths Prof. Dr. von Sybel, der auch die Benutzung der Acten in Sachen der "Berliner Abendblätter" gestattet hat.

abscheulichen Gefängniß, fünf Wochen lang, hinter Gitter und Riegel, bis ich späterhin nach Châlons zu den übrigen Kriegsgefangenen gebracht, und endlich, auf die dringende Fürsprache meiner Verwandten, wieder in Freiheit gesetzt ward. Doch es ist dahin gekommen, daß man, wie Rosse im Macbeth sagt, beim Klang der Sterbeglocke nicht mehr fragt, wem es gilt? Das Unglück der vergangenen Stunde ist was Altes. — Jetzt lebe ich in Dreßden, als dem günstigsten Ort in dieser, für die Kunst, höchst ungünstigen Zeit, um einige Pläne, die ich gefaßt habe, auszuführen. Mögten wir uns recht bald in Berlin wiedersehen! Denn niemals, wohin ich mich auch, durch die Umstände gedrängt, wenden muß, wird mein Herz ein anderes Vaterland wählen, als das, worin ich gebohren bin. Erhalten Sie mir in Ihrer Brust die Gefühle, auf die ich stolz bin, niemals wird die innigste Verehrung und Dankbarkeit in mir erlöschen, und wenn Sie jemals eines Freundes und einer That, bedürfen, so finden Sie keinen, der sich mit treuerem und heißerem Bestreben für Sie hingeben wird, als mich. Ich sterbe mit der Liebe, mit welcher ich mich nenne,

Verehrungswürdigster Herr Geheim-Ob.Finanzrath,

Dreßden, d. 22t Dec. 7.

Ihr

Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse, N. 123.

ergebenster

Heinrich von Kleist.

[Titel der Acte:] Altenstein.

Wenn wir diese von Kleist gemeinsam mit Adam Müller herausgegebene Zeitschrift durchblättern und nach den Gründen fragen, warum das Unternehmen die großen Erwartungen nicht erfüllte und schon nach Jahresfrist einging, so müssen wir in erster Linie die ungünstigen Zeitumstände, dann aber auch die Art der Redaktionsführung dafür verantwortlich machen. Während Kleist die Spalten mit Fragmenten seiner Stücke und Novellen füllte, die er zwar „organisch“ nannte, aber eben als Fragment kein geschlossenes Interesse bieten konnten, langweilte Müller die Leser mit seinen wortreichen, confusen ästhetischen und philosophischen Auseinandersetzungen. Zudem waren Beiträge wie „Die Marquise von O . . .“ ganz darnach angethan, einen prüderen Leserkreis zu verletzen, wie das bekannte absprechende Urtheil von Fräulein v. Knebel beweist. Auch die Beiträge der andern Mitarbeiter, z. B. die schlechten Gedichte Wetzels, waren nicht geeignet, das Blatt zu heben. Dazu kam noch der Streit mit Goethe. Der leidenschaftliche Kleist rächte sich in höchst unedler Weise dafür, daß Goethe sich abfällig über „Penthesilea“ geäußert und durch Dreitheilung des „Zerbrochenen Kruges“ die Aufführung in Weimar zu einem schmachvollen Fiasco gemacht hatte, und veröffentlichte im „Phöbus“ giftige Stachelverse, sogar auf Goethes Privatleben, die ihm selbst und seinem Blatte nur schaden mußten. So schmolz das Häuflein der Abonnenten immer mehr zusammen; auch alle die Mitarbeiter ersten Ranges, die ihre Mitwirkung zugesagt, zogen sich zurück. Weder Wieland, noch die Schlegels, noch Johannes v. Müller,¹⁵ noch Tieck — von Goethe ganz zu

¹⁵ Daß Müller übrigens poetisches Talent besaß, zeigt das folgende Gelegenheitsgedicht aus dem Schlußhefte des „Phöbus“, S. 50 f.

An J.

Als sie dreizehn Jahr alt war ins Stammbuch geschrieben.

Blüthen, so die Knospe deckte,

schweigen — haben ihr Versprechen gehalten und das Blatt auch nur mit einer Zeile unterstützt. Die Kupfer, für welche der Maler Hartmann zu sorgen hatte, blieben oft Monate lang aus. Die neue Buchhandlung war ein schöner Traum. Schon seit dem Juli zog sich Kleist aus dem Bereiche des „Phöbus“ zurück. Laun versichert übrigens, daß die Herausgeber selbst von Anfang an nur allzu geschäftig waren, in ihren Kreisen die Ueberzeugung auszubreiten, in solchen Zeiten müsse Wissen, Kunst und Alles zurückstehen gegen die Politik d. h. gegen die Befreiung der Nation. Die enttäuschten Redacteurs suchten schon nach dem ersten Quartal einen Verleger, der das Blatt besser vertreiben und es wenigstens bis zum Jahresschlusse fortführen konnte. Zu diesem Zwecke scheint sich Kleist erst an Cotta gewendet zu haben, dann ebenso vergeblich an den Buchhändler Goeschen mit folgendem Schreiben:

H. v. Kleist an Buchhändler Goeschen.¹⁶

Ew. Wohlgebohren

nehme ich mir die Freiheit, gestützt auf eine eben erhaltene Zuschrift des Hrn. v. Rühle, und auf die eigene Bekanntschaft, die ich mit Denenselben vor einigen Jahren zu machen das Glück hatte, in Betreff des Phöbus folgenden Vorschlag zu machen. — Es war die gutgemeinte, aber etwas voreilige, Hoffnung, die uns der Hr. App. Rath Körner zur Erlangung einer Buchhandlung machte, die uns verführte, den Verlag dieses Kunstjournals auf eigene Kosten zu übernehmen. Die Verweigerung [?] derselben setzt uns außer Stand, den Vertrieb desselben gehörig zu besorgen, und hat zugleich unser Verhältniß mit den hiesigen Buchhändlern so gestellt, daß an eine Näherung nicht wohl zu denken ist. Da wir auf jeden andern Vorthail, als diesen, das Werk aufrecht zu erhalten und ihm die Allgemeinheit zu geben, deren es würdig ist, Verzicht [172] leisten: so bieten wir Ew. Wohlgebohren denselben gegen Uebernahme der Total-Kosten (wovon die Berechnung hier einliegt) von Ihrer Seite — und von unsrer, gänzlich unentgeltliche Lieferung der Manuscripte, und Credit, was die schon vorhandenen Kosten betrifft, bis zur Ostermesse 1809 an. Für den künftigen Jahrgang müßte ein neuer Contract geschlossen werden. Ich sende Ew. Wohlgebohren das Verzeichniß des 4t und 5t Heftes, und einige, bereits fertige, Sachen davon; woraus sich das Ansehen dieser zur Messe noch erscheinenden Lieferung einigermaßen wird beurtheilen lassen. — Indem ich nur noch hinzusetze, daß der Druck nothwendig nach wie vor hier würde vor sich gehen müssen, versichre ich, daß wir gefällig sein

Geist, der noch im Keime schlief,
Was ich leicht in Dir erweckte
Blühe fort und wurzle tief.
Hohen Dingen Dich ergeben
Kleidet Deiner Seele schön,
Soll es Deinen Reiz erheben
Muß auch häusliches Dir stehn.
Leicht im schönen Leben finden
Buch und Nadel ihre Zeit,
Stolz und Demuth zu verbinden
Ist der Schmuck der Weiblichkeit.
Halte beide in vertrauter Nähe fest in Deiner Brust,
Diesen still, die andre lauter
Adeln Leben, Schmerz und Lust.

¹⁶ Aus der Königlichen Bibliothek in München.

werden, in jedem andern noch nicht berührten Punkt, und haben die Ehre, mit der vorzüglichsten Hochachtung zu sein

Ew. Wohlgebohren

ergebenster

Dreßden, d. 7t Mai, 1808.

Heinrich v. Kleist.

Schließlich waren die Herausgeber froh, als der Buchhändler Walter in Dresden den Phöbus übernahm und die Ausgaben deckte. Im Februar 1809 erschien das December- und Schlußheft der Zeitschrift.

Bald ging in Folge der politischen Ereignisse der Kreis der Dresdener Freunde auseinander. Der unausweichlich gewordene Krieg rückte langsam heran. Am 8. April wurde er proclamirt. Nachdem Kleist von Ulrike neu mit Geld versorgt worden, reiste er zu Fuß mit Friedrich Dahlmann, dem nachmaligen Historiker, ins Oestreichische, um den Ereignissen näher zu sein. Er hoffte wohl, daß sich das Teutoburger Drama auf den östreichischen Schlachtfeldern erneuern werde. In Prag verkehrte er mit Pfuel, dem Obristen v. Knesebeck, der mit geheimen Unterhandlungen des preußischen Hofes betraut war, und im Hause des Stadthauptmanns Grafen Kolowrat. Dann beschloß er mit Dahlmann nach Wien weiter zu reisen. Als die beiden Freunde eines Tages in Stockerau beim Kriegsspiel saßen, stürmte der Wirth herein mit den Worten: „Was, meine Herren, Sie sitzen beim Spiele und hören nicht, daß die Schlacht angefangen hat?“ Es war die von Aspern (21. und 22. Mai 1809). Da warfen sie freilich Alles zusammen und trafen Anstalten, das Schlachtfeld zu besuchen. Der folgende stimmungsvolle Brief ist gerade in diesen Tagen geschrieben.

H. v. Kleist an Ernst v. Pfuel (?).

Hier, mein theuerster Freund, schicke ich Ihnen, war ich so eben, feucht aus der Presse kommend, aus den Händen des Gen. Grf. Radetzky, erhalten habe. Fast hätte ich es Ihnen durch eine Estafette zugeschickt, um es desto früher an Knesebeck zu spediren. Nun zweifle ich keinen Augenblick mehr, daß der König v. Preußen und mit ihm das ganze Norddeutschland losbricht, und so als König versteht, wie er der großen Sache, die es gilt, würdig ist.

Der Gen. Caulincourt u. zwei andre fr. Brigade Generale sind gefangen.

Leider werden Sie meinen zweiten Brief von vorgestern nicht empfangen haben, weil mir jemand, der aus Znaym kam, sagte, Sie wären von dort abgereist. Der Brief, mit der ganzen Beschreibung dessen, was ich am 22t in Engersdorf selbst sah, ist nach Prag gegangen, an den Grf. Collovrath. Schreiben Sie doch Knesebeck, daß er ihn abholen lasse, und erbreche. Manches darin wird ihm interessant sein.

Wir gehen heute, Dahlmann und ich, aus das Schlachtfeld, nach Stockerau und Aspern, um Alles zu betrachten, und uns von dem Gang der Begebenheiten zu unterrichten — Es heißt der Erz. Carl sei die Nacht vom 23 zum 24 über die Donau gegangen.

Schreiben Sie mir doch einmal nach Langen-Enzendorf poste restante, wo ich von heut an wahrscheinlich mein Quartier aufschlagen werde. Wie steht es denn mit Ihren Plänen auf Sachsen?

Adieu,

Ihr

Stockerau, d. 25t Mai, 1809.

Heinrich v. Kleist.

N. S. In dem Briefe, der für Sie nach Prag gegangen ist, liegt ein Brief an Hartmann. Wenn Knesebeck den Bries erbrechen soll, so müssen Sie ihn erinnern, daß er den Brief an Hartmann nicht etwa auf die Post gebe. Der Brief muß durch Fühler [?] gehn. — Die Einlage an Hartmann, die in diesem Briefe liegt, besorgen Sie doch möglichst schnell.

[Von fremder Hand:] Reçu le 1 Juin 809, le lendemain du retour de Kleist

Wir wissen durch Friedrich Dahlmann, wie diese unvorsichtige Expedition endete. Die beiden Schlachtenbummler entgingen mit Noth der Gefahr, als französische Spione erschossen zu werden, und als Kleist zu seiner Legitimation seine Gedichte und namentlich dasjenige an Kaiser Franz herauszog und vorlas, da machten die österreichischen Officiere, die nun hinter seinen Namen gekommen, geringschätzigte Bemerkungen über die preußischen Waffenthaten und warfen ihm geradezu die Uebergabe von Magdeburg durch seine Verwandten vor. Aus der französischen Randbemerkung scheint hervorzugehen, daß Kleist und Dahlmann sofort wieder nach Prag zurückkehrten. Die Schlacht bei Wagram endete den ganzen Krieg zu Gunsten Napoleons. Der Waffenstillstand von Znaym und der Wiener Friedensschluß, der über das Schicksal Oestreichs und Deutschlands entschied, vernichteten alle Hoffnungen Kleists. Dahlmann verließ Prag. Von der geplanten patriotischen Wochenschrift: „Germania“, die „der erste Athemzug der deutschen Freiheit“ sein sollte, war nicht weiter die Rede. Eine heftige Krankheit warf den tief Erschütterten völlig nieder und so lag er Monate lang in der verödeten Stadt.

[183]

IV.

Am 23. November 1809 finden wir Kleist in Frankfurt a. O. Er war dahin gereist, um seinen Antheil am elterlichen Hause flüssig zu machen, aber seine Hoffnung, Ulrike zu sehen, ward durch deren Abreise nach Pommern vereitelt. Er schrieb ihr, daß er nach dem Oestreichischen zurückgehe; für uns bleibt er mehrere Monate verschollen. Erst durch einen jüngst veröffentlichten Brief an Cotta vom 12. Januar 1810¹⁷ erfahren wir, daß er sich an diesem Tage in — Frankfurt am Main aufhielt. Sein unruhiger Geist scheint ihn also durch ganz Deutschland getrieben zu haben.

Im März treffen wir ihn wieder in Berlin, wo er sich dauernd niedergelassen hat. Am 19. konnte er die Schwester mit der Nachricht überraschen, daß sein brandenburgisches Drama: „Der Prinz von Homburg“, von dem er sich eine Hofcharge oder irgend eine Unterstützung versprach, vollendet sei und auf dem Privattheater des Prinzen Radziwil gegeben werde. Er verkehrte im Hause des Ministers Altenstein, des Geh. Staatsrathes Stägemann und seines Verlegers, des Buchhändlers Reimer, und namentlich bei Varnhagens. Hier ein Billet an Rahel aus jenen Tagen.

¹⁷ Kleists Werke in der Cotta'schen Bibliothek der Weltliteratur, IV, 331.

den 16.

Liebe, warum sind Sie so repandirt? Eine Frau, die sich auf ihren Vorthail versteht, geht nicht aus dem Hause; da erst giebt sie Alles, was sie kann und soll. Doch machen Sie das mit Ihrem Gewissen aus. Ein Freund vom Hause läßt sich nicht abschrecken, und ich bin Sonnabend, noch vor Sonnabend, vielleicht noch heute bei Ihnen.

H. v. Kleist.

[Copie von Varnhagens Hand mit der Notiz:] 1810.

Inzwischen sah er ein, daß ihn die Veröffentlichung seiner Schriften allein nicht ernähren würde, denn die Lage des Buchhandels verschlimmerte sich von Tag zu Tag. In seiner Noth griff er wieder zu der Idee, eine Zeitschrift zu gründen. Er hatte in Berlin Adam Müller gefunden, der hier mit Vorlesungen über Friedrich den Großen begonnen und sich dann zum Gaudium Solgers, Raumers u. A. mit gewohnter Leichtigkeit auf die Staatswissenschaft geworfen hatte. Auch seine alten Verbindungen mit Arnim, Brentano, Fouqué knüpfte er wieder an. Die Freunde versprachen ihm ihre Mitarbeiterschaft. So kam denn im Herbst die Zeitung wirklich auch zu Stande. Am 1. October 1810 konnte die erste Nummer der neuen „Berliner Abendblätter“ erscheinen.

Welch ein Unterschied aber zwischen dem glänzend ausgestatteten „Phöbus“ und diesem Erzeugniß der Noth! Dort schönes Quartformat, feines Büttenpapier, sorgfältiger Antiquadruk, Originalbeiträge, Illustrationen, — hier aber vier Seiten in Klein-Oktav, graues Löschpapier, stumpfe Lettern, die unter Anwendung aller Mittel der Raumersparniß bis zu dem augen-mörderischen Petit hinabstiegen, durch zahllose Druckfehler entstellt, inhaltlich zumeist aus werthlosen Polizeiberichten, Auszügen aus deutschen und französischen Blättern und Zeitungen bestehend. Mehr mit der Scheere als mit der Feder redigirt, ist uns dieses Blättchen einzig dadurch werthvoll, weil es eine Reihe von Novellen, Abhandlungen, Anekdoten, Gedichten und redactionelles Füllwerk aus Kleists Feder enthält. Es ist Köpkes Verdienst, diese verschüttete Quelle zum Theil wieder geöffnet und durch Neudruck des Dichters Werke bereichert zu haben. Zwar ist es nicht der Kleist der guten Zeit, der aus diesen flüchtig und widerwillig hingeworfenen Säckelchen spricht, aber sie zeigen uns eine neue Seite des Dichterbildes: Kleist als Journalist.

Da das Blatt seit Jahrzehnten aus dem Bücherladen in die Keller und Krämerbuden gewandert oder in alle Winde verfliegen ist, daher zu den größten bibliophilen Seltenheiten gehört und voraussichtlich nur in zwei zufällig geretteten unvollständigen, sich zur Noth ergänzenden Exemplaren vorhanden ist, so mag ein längeres Verweilen gerechtfertigt scheinen. Köpke lagen 75 Blätter vom 1. Oct. bis zum 28. Dec. 1810 vor; da das Unternehmen aber erst gegen Ende März 1811 einging, so fehlen etwa hundert Blätter. Durch die Güte des Grafen Hans Yorck v. Wartenburg, dessen Majorats-Bibliothek ein Exemplar enthält, das gerade dasjenige, was Köpke fehlte, ergänzt, bin ich in den Stand gesetzt, ein ziemlich vollständiges Bild von Kleists redactioneller Thätigkeit zu geben.

¹⁸ Königliche Bibliothek in Berlin (Nachlaß Varnhagen).

In der ersten Nummer erließ der ungenannte Redacteur folgende Bekanntmachung:

Von diesem Blatte erscheint täglich, mit Ausschluß des Sonntags, ein Viertelbogen, und wird in der Stunde von 5—6 Uhr Abends in der Expedition desselben, hinter der kathol. Kirche No. 3, zwei Treppen hoch, ausgegeben. Das Abonnement beträgt vierteljährig, also für 72 Stück, achtzehn Groschen klingendes Courant, das einzelne Blatt dagegen kostet 8 Pf. Den Interessenten des Herrn Buchalsky kann es durch diesen ins Haus geschickt werden, Auswärtige, die es mit den Zeitungen zugleich zu erhalten wünschen, belieben sich an das hiesige Königl. Hof-Postamt zu wenden. Die Expedition an die Buchhandlungen, jedoch nur in Monatsheften, hat der hiesige Buchhändler J. E. Hitzig übernommen. Berlin, den 1. October 1810. Die Redaction.

Erst am 22. October tritt Kleist mit einer förmlichen Erklärung aus der Anonymität heraus:

Mancherlei Rücksichten bestimmen mich, mit diesem Blatt, welches sich nunmehr etablirt hat, aus der Masse anonymer Institute herauszutreten. Demnach bleibt der Zweck desselben zwar, in der ersten Instanz, Unterhaltung des Volks aller Stände; in der zweiten aber ist er, nach allen erdenklichen Richtungen, Beförderung der Nationalsache überhaupt: und mit meinem verbindlichsten Dank an den unbekannten Herrn Mitarbeiter, der, in dem nächstfolgenden Aufsatz, zuerst ein gründliches Gespräch darüber einging, unterschreibe ich mich, der Herausgeber der Abendblätter, Heinrich von Kleist.

In der Nummer vom 3. October erscheint ein gutgemeintes Begrüßungsgedicht: „An unseren Iffland bei seiner Zurückkunft in Berlin den 30. September 1810 von einem vaterländischen Dichter“: Bald sollten die „Abendblätter“ in einem viel weniger dithyrambischen Tone von dem Director des Nationaltheaters sprechen, der das „Käthchen von Heilbronn“ nicht zur Aufführung annehmen wollte. Am 5. October erscheint Kleists „Ode auf den Wiedereinzug des Königs im Winter 1809“ (H. v. K.), auch nicht gerade ein sehr actueler Beitrag! und gleichzeitig referirt A(dam) M(üller) über die „Lettres sur l’Allemagne“ von Madame de Staël. Eine Fußnote Kleists zu einem etwas frömmelnden Bericht über die Kunstaussstellung bemerkt zu den G. v. Kügelgen'schen Porträts, die dort übergangen werden: „Des Raumes wegen. Wir werden im Felde der historischen Malerei auf ihn zurückkommen. H. v. K.“ Daneben hat der Herausgeber seine liebe Noth mit den Druckfehlern, von denen sein Blatt wimmelt, und seine Berichtigungen sind oft nicht ohne Komik: „In dem gestrigen Abendblatte ist aus Versehen die Rubrik: Polizeiliche Tagesmittheilungen über dem Artikel vom tollen Hund in Charlottenburg gedruckt, statt nach diesem Artikel zu folgen; der Artikel ist keine Tagesmittheilung und seine Fassung beruht bloß auf der Redaction.“

Der Tod der Königin Luise veranlaßt in der Nummer vom 22. December einen Nekrolog von L. B(rentano), und am 24. bringen die Abendblätter ein Schreiben aus Berlin über die Beisetzung der Leiche in Charlottenburg; es ist nicht von Kleist. Der Tod seiner Wohlthäterin, der so viele Hoffnungen vernichtete, [184] die Widmung des „Prinzen von Homburg“ vereitelte, seine Pension aufhob, erschütterte ihn ohne Zweifel dermaßen, daß er sich zu keiner Zeile aufraffen konnte.

Wie sehr es ihm in Bälde nur darum zu thun ist, sein Blatt zu füllen, beweisen die zahlreichen großen und kleinen Excerpte aus französischen und deutschen Büchern und Zeitschriften. Eine h k unterzeichnete Geographische Nachricht von der Insel Helgoland vom 4. December ist den Gemeinnützigen Unterhaltungsblättern entnommen, die Kleist bei diesem Anlasse sehr

heraus-streicht: „ein Journal, das überhaupt, wegen der Abwechslung an lehrreichen und ergötzenden Aufsätzen, und des ganzen Geistes, ernst und heiter, der darin herrscht, den Titel eines Volksblatts (ein beneidenswürdiger Titel!) mehr als irgend ein anderes Journal, das sich darum bewirbt, verdient". In der Wahl dieser entlehnten Beiträge offenbaren sich oft Kleists subjectivste Neigungen. Am 7. Jan. 1811 bringen die Abendblätter eine dem Journal Encyclopédique von 1770 entnommene Geschichte: Mord aus Liebe. Hier leidet der italienische Fechtmeister Faldoni an einem unheilbaren Uebel, so daß er von den Aerzten aufge-geben wird und den freiwilligen Tod wünscht, gerade wie Kleists Todesgefährtin Henriette Vogel. Die Art, wie er die von seiner Geliebten angeblich getheilte Todesbereitschaft prüft und sich dann mit ihr am Fuße eines Altars erschießt, mag den Dichter leb-haft interessirt haben, wohl mehr als seine Leser.

An komischen Zwischenfällen mangelt es nicht. So geben am 4. Februar 1811 Rector und Senat der Berliner Universität die Erklärung ab, daß sich bei den neulichen Schlägereien zwischen Studenten und Handwerksburschen auf dem Tanzboden keine Studenten der Berliner Universität befunden haben, und mit Rührung begrüßen wir auch in Kleists Blatt das Produkt der Sauregurkenzeit: die berühmte Seeschlange, hier in Gestalt zweier Artikel über Wassermänner und Sirenen, die man im Königssee in Ungarn gefangen. Noch komischer ist eine Anekdote im Bulletin der öffentlichen Blätter vom 30. December.

"Andres Pearse, Arbeiter in einer Decken-Fabrik zu Bristol, heirathete am 20. Jan. 1801 Hanna Taylor, und mit derselben zeugte er binnen sechs Jahren vierzehn Kinder: 3 Söhne wurden ihm am 1. Oct. 1801 geboren, 2 Söhne am 3. Oct. 1802, 1 Knabe und ein Mädchen am 16. Juli 1803, 2 Knaben am 13. Mai 1804; 1 Knabe und 1 Mädchen am 14. Jan. 1806; und endlich ein Knabe am 16. Nov. 1807."

Die Rechnung der Abendblätter stimmt freilich nicht ganz, denn das macht nur 12 Kinder. Excusez du peu, würde Rossini sagen.

Eine Berliner cause célèbre jener Tage scheint die Luftballonfahrt des Herrn Claudius gewesen zu sein. Ein Extrablatt und das 13. Blatt enthalten Berichte darüber; am 28. Oc-tober kommt Kleist abermals auf die Aeronautik zurück, wofür er von einem Mitarbeiter der Haude und Spener'schen Zeitung mit einem Ausfall gegen die „trügerischen Terminologien neuer und unverschämter Lehrer, die sich auf erdichtete Facta stützen", unsanft angefaßt wurde. Die abenteuerlichste Projectenmacherei, wobei doch ab und zu wieder ein satirischer, sich selbst ironi-sirender Ton durchschlägt, findet bei dem ehemaligen Mathematiker jederzeit eifrige Erörterung. Bald ist es die Luxussteuer, die ihn beschäftigt, bald eine Bombenpost, bald setzt er ein Preisausschreiben für eine Quinen-Lotterie fest, dessen Prämie freilich nie zur Vertheilung kommt. Nebenher gehen seine Geschichten und Abhandlungen („Die heilige Cäcilie", „Das Bettelweib von Locarno", „Ueber das Marionettentheater") und die von Köpke neugedruckten Anekdoten, Tagesmittheilungen, Legenden nach Hans Sachs und Epigramme; wogegen ich mit Wilbrandt die Erzählungen: „Warnung gegen weibliche Jägerei" und die „Sieben kleinen Kinder" Arnim und „Die Heilung" und „Das Grab der Väter" Fouqué zuschreibe. Interessant ist immerhin, in Kleists Aufsatz: „Allerneuester Erziehungsplan" die deutlichen Spuren jener famosen Gegensatzlehre Adam Müllers zu finden oder in den Anekdoten die Keime zu erblicken, aus denen vielleicht unter günstigeren Verhältnissen Novellen erwachsen wären.

So fand ich in der Kleist zuzuschreibenden, bisher unbekannten „Sonderbaren Geschichte, die

sich zu meiner Zeit in Italien zutrug" (Abendblätter vom 3. Jan. 1811) die Quelle der „Marquise von O . . ." und in der am 20. und 21. Februar erschienenen „Geschichte eines merkwürdigen Zweikampfs" die Grundzüge zu Kleists Novelle: „Der Zweikampf". Auch noch andere von Köpke nicht aufgestöberte Stücke sind unserem Dichter jetzt zuzuschreiben: der „ästhetisierende Brief eines Dichters an einen andern", die Einleitung zur Reklame für eine wohlthätige „Weihnachtsausstellung", ferner die Anekdoten: „Der neue (glücklichere) Werther", „Mutterliebe", die zu Saint-Omer im Jahre 1803 spielt, „Unwahrscheinliche Wahrhaftigkeiten" u. a. m.

Der glühende Patriot, der in bewußter Anlehnung an Arndt das deutsche Nationalgefühl einst in der nicht zu Stande gekommenen „Germania" aufrütteln wollte, konnte in diesem von der Censur gemäßregelten Miniaturblatte nicht zu Worte gelangen, und das mußte ihm das ganze Unternehmen früher oder später verleiden. Hatte er in dem Einleitungsartikel seinen Ingrimms über die Halbheit und Gleißnerei des Zeitalters sorgfältig in ein „aus einer indischen Handschrift, von einem Reisenden in den Ruinen von Palmyra gefundenes" Gebet des Zoroaster verstecken müssen, so kleidete er seine Ansicht, daß die lähmende Ueberlegung der Quell des deutschen Elends sei, in eine „Paradoxe" und erhob noch einmal denselben Gedanken, die Reflexion sei das Zeichen des Verfalls und der Ohnmacht, in den Betrachtungen über den Weltlauf zur geschichtsphilosophischen Höhe. Diese Artikel sind journalistische Musterstücke. Ueberall finden wir das Ringen eines stahlharten und grübelnden Verstandes mit einem weichen, in süßen und zarten Bildern schwelgenden Gefühl, eine männliche, stürmische und doch wieder mit ihrem eigenen Schatten spielende, wie in Zerstreuung innehaltende und im Detail verweilende Leidenschaft, einen seltsam fesselnden Wechsel zwischen Satire und Pathos, lyrischer Erregung und starr verständiger Auseinandersetzung. Aber in den elenden „Abendblättern" fanden sie zwischen Nachdruckartikeln, Polizeinachrichten und anderen Unglücksfällen ihr Publicum nicht. Der unverstandene, mundtot gemachte politische Schriftsteller verstummte. Von Interesse ist höchstens noch, wie sich die politischen Ereignisse in dem Blättchen widerspiegeln. Der Krieg in Spanien, die Operationen vor Lissabon finden kurze Erwähnung im Depeschestil. Diese Bulletins sind alle von mimosenhafter Vorsicht, fast franzosenfreundlich. Napoleon wird stets Se. kaiserl. Majestät genannt, von den „siegreichen Kaiserl. französischen Waffen" wird immer das Angenehmste gemeldet. Einmal heißt es: „Die französischen Armeen von Andalusien, Granada und Murcia befinden sich, Gott Lob! in dem besten Gesundheitszustände." Wie mußte dies „Gott Lob!" den patriotischen Redacteur geschmerzt haben! Ein Bulletin aus Burgos (15. Febr.) sagt: „Die Franzosen führen überall Ordnung und gute Polizei ein. Wir leben unter dem Schutze der Französischen Truppen wieder auf." Am 6. März erfolgt ein franzosenfreundliches Bulletin aus Hamburg: „Die Treulosigkeit der Engländer gegen den Souverän der dänischen Nation, der Brand von Copenhagen, der in vollstem Frieden erfolgte und der nicht weniger treulose Raub der dänischen Kriegsschiffe, sind dem Gedächtnisse dieser Seeleute von allen Graden eingeprägt." Kein Wunder, daß Kleist mit einem solchen Blatte nichts mehr zu thun haben wollte. Nachdem er seine eigenen selbstständigen Beiträge eingestellt, sorgt er höchstens noch für die Auszüge und den Nachdruck. Sein Geist ist längst aus dem Journal gewichen. Mit einer entlehnten „Nachricht von einem Magnetberg" schließt die letzte Nummer 74 vom 28. März 1811. Mehr scheint nicht erschienen zu sein. Eine Benachrichtigung der Leser vom Eingehen des Blattes fehlt.

Kleist war kein guter Redacteur. Ebenso wenig als einst den „Phöbus", vermochte er die

„Abendblätter" zu einem interessanten Journal zu machen. Freilich lagen hier die Verhältnisse viel weniger günstig. Das Berliner Tageblatt sollte dem Verleger wenig oder gar nichts kosten; Papier, Druck, Format, Inhalt waren auf die äußerste Billigkeit angelegt. Honorare scheinen gar keine gezahlt worden zu sein, nur Fr. Schulz, [185] der Theaterreferent, wird einmal von Kleist gebeten, das Honorar, mit welchem er ihm verhaftet sein soll, anzugeben. Es mag kärglich genug gewesen sein. Und zu den innern Unzulänglichkeiten kam noch die Ungunst der äußeren Verhältnisse: die Maßregelungen der Polizei und der Censur, das Verbot, politische Artikel überhaupt zu bringen, die Verfügung, nur Mittheilungen, die in den beiden privilegierten Blättern schon gestanden, nachdrucken zu dürfen, das Ausbleiben der officiellen Beiträge, das Aufhören der Polizeinachrichten, so daß das Blatt am Ende nur noch von Auszügen und Nachdruck vegetirte. Und endlich muß nicht vergessen werden, daß Kleist Dichter war und den redactionellen Beruf nur widerwillig, nur für das tägliche Brod trieb. Seine Seele, sein Feuergeist weilten nicht in der elenden journalistischen Treitmühle, sondern auf luftigeren Höhen. Pegasus im Joche! Aber in der Tasche trug er den „Prinzen von Homburg" und Novellenmanuscripte, die viel zu gut für das allabendliche Löschpapier und sein nach Polizeinachrichten dürstendes Publicum waren.

Fragen wir: wie wurde der Herausgeber von seinen Freunden unterstützt, so lautet die Antwort traurig genug. Sie betrachteten die „Abendblätter" zumeist als einen Papierkorb für leichte Gedankenspähne und flüchtige Erzeugnisse. Meist verfolgten sie dabei ihre Privatzwecke. Müller greift Raumer und die Regierung an; auch die berüchtigten Freundschaftsbesprechungen machen sich breit: Müller lobt der Baronin Fouqué „Taschenbuch für denkende Frauen", Arnim der Johanna Schopenhauer „Leben Fernows" u. s. w.; nur für seine eigenen Werke verschmäht es Kleist, in seinem Blatte Propaganda zu machen. Fouqué wird in seinen Artikeln immer frommer und läßt unausgesetzt Jesus, Christenthum und Himmel einfließen. Am 20. October veröffentlicht er folgendes Entrefilet:

Warum werden die Abendblätter nicht auch Sonntags ausgegeben?

Diese Frage that ein junger Bürger an seinen Vater und verwunderte sich dabei sehr über eine solche Unterbrechung. Der alte Mann antwortete: Weil Schreiber, Drucker, Herumträger und was dazu gehört, am heiligen Sonntage Gott dem Herrn dienen wollen und nachher auch fröhlich sein, im Herrn. Da ist nichts zu verwundern. Daß aber in einer Christenstadt ein Christenmensch so was fragen kann, da muß ich mich sehr darüber verwundern und auch betrüben, mein Sohn!

d. I. M. F.

Und auch Arnim wurde immer kindlicher. Einem unverständlichen Räthsel auf ein Bild in der Ausstellung folgte: „Der Studenten erstes Lebehoch bei der Ankunft in Berlin" — eine Reimerei —, dann einige Anekdoten und ein Artikel über den eben verstorbenen Königsberger Staatsrechtslehrer C. J. Kraus, dem das kleine Blättchen bereits nicht weniger als drei Aufsätze, zusammen 6 Nummern und elf Spalten gewidmet hatte. Und dies „Wort der Billigkeit" beginnt mit der naiven Versicherung: „Es ist eine oft gehörte Bemerkung, daß sich Leser der Abendblätter beschwerten, warum sie soviel von dem einen Mann jetzt noch hören sollten, dessen Schriften zu spät gekommen. . ." Das ist jedenfalls dem geplagten Herausgeber aus der Seele geschrieben gewesen. Bei alledem nahmen Arnim und Brentano sehr wenig Rücksicht darauf, daß Kürze der Abendblätter Seele war. Einmal lieferten sie einen langen, anscheinend

dialogisirten Aufsatz, den Kleist ohne tüchtige Striche nicht unterzubringen wußte. Darob großer Lärm der beiden Freunde, so daß Kleist am 22. October zu folgender Erklärung gezwungen wurde:

„Der Aufsatz der Herren L. A. v. A. und C. B. über Herrn Friedrich's Seelandschaft (S. 12te Blatt) war ursprünglich dramatisch abgefaßt; der Raum dieser Blätter erforderte aber eine Abkürzung, zu welcher Freiheit ich von Herrn A. v. A. freundschaftlich berechtigt war. Gleichwohl hat dieser Aufsatz dadurch, daß er nunmehr ein bestimmtes Urtheil ausspricht, seinen Charakter dergestalt verändert, daß ich zur Steuer der Wahrheit, falls sich dessen jemand noch erinnern sollte, erklären muß; nur der Buchstabe desselben gehört den genannten beiden Hrn.: der Geist aber und die Verantwortlichkeit dafür, so wie er jetzt abgefaßt ist, mir. H. v. K. Dieser erzwungenen Erklärung war der folgende rührende Brief an den beleidigten Arnim vorausgegangen:

H. v. Kleist an Achim von Arnim.¹⁹

Machen Sie doch den Brentano wieder gut, liebster Arnim, und bedeuten Sie ihm, wie unpassend und unfreundlich es ist, zu so vielen Widerwärtigkeiten, mit welchen die Herausgabe eines solchen Blattes verknüpft ist, noch eine zu häufen. Ich erinnere mich genau, daß ich Sie, während meiner Unpäßlichkeit, wegen einer undeutlichen Stelle willen, die Einer Ihrer Aufsätze enthielt, zu mir rufen ließ, und daß Sie, in seiner Gegenwart, gesagt haben: Freund, mit dem, was wir (Euch) schicken, macht, was Ihr wollt; dergestalt, daß ich noch einen rechten Respekt vor Euch bekam, wegen des tüchtigen Vertrauens, daß das, was Ihr schreibt, nicht zu verderben oder Euer Ruhm, mindestens, falls es doch geschähe, dadurch nicht zu verletzen sei. Wie ich mit dem verfare, worunter Ihr Euren Namen setzt, das wißt Ihr; was soll ich aber mit Euren anderen Aufsätzen machen, die es Euch leicht wird, lustig und angenehm hinzuwerfen, ohne daß Ihr immer die nothwendige Bedingung, daß es kurz sei, in Erwägung zieht? Hab' ich denn einen bösen Willen dabei gehabt? Und wenn ich aus Irrthum gefehlt habe, ist es, bei einem solchen Gegenstande Werth, daß Freunde Worte deshalb wechseln? — Und nun zum Schluß: werd' ich die Composition v. Fräul. Bettina erhalten? Weder daran, noch sonst an irgend etwas, das mir jemals wieder ein Mensch zuschickt, werde ich eine Silbe ändern.

H. v. Kleist

d. 14t Oct.

Hr. A. v. Arnim Hochg.

[Von Varnhagens Hand:] Berlin, 14. October 1810.

Dazu kam noch anderes Kreuz: Mißhelligkeiten mit der Censur, arge Differenzen mit dem Staatskanzler v. Hardenberg und Friedrich Raumer, die wir hier übergehen müssen, daneben fortwährende Reibereien zwischen Redaction und Verlag. Schon im December sieht Kleist seine und seines Blattes Existenz bedroht. Er muß sich um einen neuen Verleger umsehen. Es ist nicht

¹⁹ Königliche Bibliothek in Berlin (Nachlaß Varnhagen).

klar, an wen das folgende Schreiben gerichtet ist, aber die Sache zerschlug sich jedenfalls.

H. v. Kleist an Hofrath?

Lieber Hofrath.

Von dem Absatz den das Blatt im Publicum finden wird, überzeugt, bin ich mit Ihren Bedingungen zufrieden. Ich bitte mir nur noch, ausser dem Stipulirten, 50 th. sogleich als Vorschuß aus, wofür ich Ihnen, unabhängig von dem ganzen Contract, verpflichtet bleiben will. Was aber die Hauptsache ist, ist, daß Sie von Hitzig die Auflage übernehmen, mir fehlt es an aller Kenntniß, und Sie würden mir ja doch denselben Preis zurückzahlen müssen. Sehen Sie hier ein 20 oder 30 th. nicht an, die Unternehmung ist gut, und verspricht einen weiten Wirkungskreis. Ich gehe zu Kühn,²⁰ der mir auch Vorschläge hat machen lassen und komme alsdann zu Ihnen heran.

Ihr

H. v. Kleist.

d. 17t 12.

Am 23. December übernimmt das Kunst- und Industrie-Comtoir den Verlag „mit eben der Pünktlichkeit, mit der seit 3 Jahren der vom Publikum so gütig aufgenommene Freimüthige bei ihr erschienen ist" und schon vom nächsten Blatt (73) an, rückt das bisher am Ende abgedruckte Bulletin der öffentlichen Blätter an die erste Stelle, wird immer mehr Hauptsache und verdrängt schließlich fast ganz den literarischen Theil und die Polizeinachrichten. Uebrigens scheint diese Uebernahme nicht ohne Anstände mit dem bisherigen Verleger stattgefunden zu haben, denn das Comtoir zeigt am 24. December Folgendes an:

[186] „Da der vorige Herr Verleger der Berliner Abendblätter nicht die Schicklichkeit gegen das Publikum beobachtet hat, die Blätter bis zum Schlusse des Jahres zu liefern, so haben wir uns für verpflichtet gehalten, diese Schuld abzutragen... Die Blätter werden regelmäßig in unserem Bureau, Leipziger- und Charlottenstraßen-Ecke Nr. 36, Punkt 5 Uhr des Abends ausgegeben."

Kleist knüpft seinerseits folgende Berichtigung daran:

„Hr. Buchhändler J. E. Hitzig hat erklärt, daß er an der Redaction der Berliner Abendblätter keinen Theil genommen. Diesem Umstande sehen wir uns genöthigt zu widersprechen. Sowohl die Ankündigung der Abendblätter Anfang Octobers, incl. der an den Linden- und Straßenecken angeschlagenen Affichen, als auch mehrere, unter dem Strich befindliche, buchhändlerische Anzeigen, im Blatte selbst, rühren von seiner Hand her. (Die Red.)"

Doch auch mit dem neuen Verleger gibt es bald Anstände. Nicht mit Unrecht mag er nach den officiellen Beiträgen gefragt haben, von denen ihm Kleist bei der Uebernahme bestimmt sprechen konnte, da sie ihm in der That zugesagt waren. Als diese Beiträge ausblieben, folgten allerlei unangenehme Auftritte. Der Inhaber des Comtoirs drohte mit Processen, mischte sich in

²⁰ Eigenthümer des Kunst- und Industrie Comtoirs in Berlin, der auch den „Freimüthigen" verlegte.

die Redaction, wollte das Blatt sofort eingehen lassen, — von diesen Kämpfen spricht das folgende noch hoffnungsvolle Schreiben Kleists an seinen Mitarbeiter und Freund Fr. Schulz.

H. v. Kleist an Fr. Schulz.²¹

Liebster Schulz,

Wenn Sie morgen zu Kuhn gehen, um die Richtigkeit der Unterschriften zu bescheinigen, so wünsche ich zwar, daß Sie die Unschicklichkeit seiner Einmischung in die Redaction zur Sprache brächten; von einer Abtretung der ganzen Redaction aber an ihn, bitte ich noch nichts zu erwähnen, weil sich die Schwierigkeiten bei der Censur hoffentlich legen werden. — Hauptsächlich aber fordere ich Sie auf, Ihr Versprechen wegen förmlicher Übernahme des Theaterartikels in Erfüllung zu bringen. Ich wünsche, daß Sie die Sache als einen zwischen uns bestehenden Vertrag betrachten mögten; und indem ich Sie nun bitte, mir das Honorar, mit welchem ich Ihnen verhaftet sein soll, anzugeben, unterschreibe ich mich

Ihren

A. Just. Fr. Schulz, Dr.
Berlin.

H. v. Kleist.
d. 1t Jan. 11.

Und doch war noch nicht Alles verloren. Der König, an den er sich um eine Anstellung gewandt, mußte ihm gnädig sein. Halb und halb hoffte Kleist auch noch durch dichterische Arbeit sich retten zu können. Er suchte einen Verleger für seine längst vollendeten Stücke: „Die Hermannsschlacht“ und den „Prinz von Homburg“, und dabei rastete sein Schaffenseifer keinen Augenblick. Erst durch den folgenden Brief an den Inhaber der Realschulbuchhandlung in Berlin erfahren wir, daß Kleist einen zweibändigen Roman im Manuscript fast vollendet hatte.

H. v. Kleist an Georg Andreas Reimer.²²

Mein liebster

Ich bitte um die Gefälligkeit, mir ihre Entschließung wegen des Pr. v. Homburg zukommen zu lassen, welchen ich bald gedruckt zu sehen wünsche, indem es meine Absicht ist, ihn der Prinzeß Wilhelm zu dediciren. — Dabei zeige ich zugleich an, daß ich mit einem Roman ziemlich weit vorgerückt bin, der wohl 2 Bände betragen dürfte, und wünsche zu wissen, ob Sie im Stande sind, falls er Ihnen gefallen wird, mir bessere Bedingungen zu machen, als bei den Erzählungen. Es ist fast nicht möglich, für diesen Preis etwas zu liefern, und so ungern ich außerhalb der Stadt drucken lasse, so würde ich doch mit Cotta wieder in Verbindung treten müssen, der, wie ich glaube, nicht abgeneigt ist, meine Sachen zu verlegen.

²¹ Besitz der Hamburger Stadtbibliothek; durch gütige Vermittlung des Herrn Oberbibliothekar Dr. Isler.

²² Reimer (gest. 1842) kaufte 1800 die Realschulbuchhandlung und änderte erst 1819 die Firma in: Georg Reimer. Er hat zu Lebzeiten des Dichters 1810 das „Käthchen von Heilbronn“, 1811 den „Zerbrochenen Krug“ und 1810 und 1811 zwei Bände „Erzählungen“, nach dessen Tode seine Hinterlassenen Schriften 1821 und Gesammelten Schriften 1826, beide von Tieck herausgegeben, in Verlag genommen. — Der Brief ist im Besitze des Herrn Carl Meinert in Dessau.

Ihr

Kleist

Wo ist dieser Schwanengesang Kleists hingekommen? Ohne Zweifel hat ihn der Dichter dem Flammentod übergeben, als er mit erheuchelter, fast wahnsinniger Freude am 21. November 1811 ins freiwillige Grab stieg. Am folgenden Tage schrieb der Staatskanzler v. Hardenberg mit Bleistift auf den Rand eines von Kleist an ihn gerichteten und unbeantworteten Briefes vom 19. September, worin ihn der Dichter um ein Darlehen von zwanzig Louisd'or bat: „Zu den Acten, da der p. v. Kleist 21. 11. 11 nicht mehr lebt.“

Von allen Freunden und Bekannten Kleists haben sich die Rahel am merkwürdigsten, Fouqué am schönsten, Adam Müller und Theodor Körner am lieblosesten über den Todten und seine letzte That geäußert. Die Rahel, ganz in Werther-Stimmung aufgelöst, billigte den Selbstmord. Adam Müller, an dem wunderbarerweise Kleists Herz bis zuletzt hing, äußerte sich ziemlich kühl und entrüstet, daß „beide Verstorbenen das Andenken an uns in das frevelhafte Spiel ihrer letzten Gedanken verwickelt haben“. Theodor Körner, dem sein Vater die Katastrophe nach Wien meldete, sprach sich sehr unverständlich und lieblos in folgendem Schreiben aus; zu seiner Entschuldigung mag dienen, daß Kleist im Körner'schen Hause ziemlich übel angesehen war, seit er sein Verlöbniß mit Körners Mündel in seiner egoistisch brüskten Weise gebrochen hatte.

Theodor Körner an seine Eltern.

Wien, am 4t 10br 1811.

Ihr Lieben.

Ihr erhaltet diesen Brief durch Werner. Die beyfolgenden werdet Ihr gütigst besorgen.

Ich komme eben aus der Oper Trajan in Dacien. Siboni sang den Trojan, Veluti den Decebalus und die Fischer die Dolomira (oder wie sie anders heißt).

Im Ganzen macht er durchaus keinen Effect. Das Sujet ist erbärmlicher behandelt, als jedes andre. Das Duett, welches Ihr kennt, ist fast das vorzüglichste. Veluti sang sehr brav, nur bin ich im Ganzen durch die deutschen Opern an einen einfachen großen Styl im Gesang gewöhnt, daß mir diese ewigen Arabesken der Italiäner nicht mehr recht munden. Siboni ist im Stand zwar mit viel Anmuth und großem Reitz des Tons über eine Fermate mehrere Minuten zu künsteln. Da ist Benelli selbst in dem Zuviel nichts dagegen.

Schön ist ein Terzett im Finale des 2t Acts. Es geschahen auch bei dieser Vorstellung, die aber durchaus nicht zu den gelungensten gehörte, indem z. B. die Blasinstrumente einmal ganz zur falschen Zeit eintraten, viel Unschicklichkeiten. So schlugen die Licktoren bey der Schlacht nicht schlecht mit zu, und Trajan selbst engagirte sich mit dem Decebalus, beyde ohne Helm und Schild.

Die Tempo's nahm man heute gräßlich langsam. Das kommt aber von den vielen Manieren her, wo die Sänger gar zu viel Zeit brauchen. — Die Vestalin wird ungleich vollkommner gegeben, besonders der 2t Act. Das Vorzüglichste aber, was man hier sehen kann, bleibt der Figaro.

Kleists Ende hat mich nicht sehr gewundert, wie sich aber eine Frau aus Liebe zu ihm hat

erschießen können, das sehe ich noch nicht ein. — In der ganzen Geschichte erkenne ich das überspannte flache Wesen der Preußen deutlich ausgedrückt. Es giebt Fälle, wo jeder Trost niederträchtig, und die Verzweiflung Pflicht ist, das wird niemand läugnen, nur muß es keine Verzweiflung an sich, sondern an das Leben sein. Manches Leben kann nur der Selbstmord würdig enden, und für solch einen hab ich Respect. Das andre sind Kindereyen, wozu weder Muth noch Kraft gehört. Auf den Sonnabend mehr.

Euer

Theodor.

[187] Fouqué endlich, um mit einem freundlicheren Bilde zu scheiden, war „erschüttert von der furchtbar sicheren Kraft, mit welcher unser Heinrich einem Leben Fahrwohl sagen konnte, in welchem noch so viele Kränze auf ihn warteten, so viele liebevolle Herzen ihm entgegenschlugen“, und er widmete dem todten Jugendfreunde und Waffengefährten einen schönen, nicht in seine Gedichte aufgenommenen Nachruf,²³ der diese Mittheilungen beschließen mag.

Abschied von Heinrich von Kleist.

Zu gleicher Zeit der ersten Waffen froh
An Rheines Ufern, zwischen Kriegsgewittern
Und blühender Rebenlauben Herrlichkeit, —
In gleichen Tanzgewinden jünglingshell, —
Ausglüh'nd in gleicher Dichterlust, mein Heinrich,
So standen wir, nun fest im Männerbund
Die treue Hand uns drückend, unsre Lieder
Entgegen sendend in die freud'ge Brust.
Nun kommt — nach neuen Klängen sah ich aus —
Nun kommt von Dir herüber Todesklang!
Und wie Du oft belebend süße Zähren
In's Auge mir gelockt, rufst Du den Quell,
Den bittern, schmerzlichen des Scheidens aus.
Gut' Nacht! Und Gottes treue Huld mit Dir!
Die Sängerkrone muß Dir Deutschland flechten,
Die Deinem Hügel ziemt.
Den Kriegergruß,
Der sonst mit dreimal ernstem Waffendonner
Versuchter Kämpfer edle Ruhstatt ehrt,

²³ Abgedruckt in den „Erholungen. Ein thüringisches Unterhaltungsblatt für Gebildete“, 1811, Nr. 1.

Den nimm von mir. Ich trockne mir das Auge,
Mit Männerernst hintret' ich an die Gruft,
Und rufe dreimal: Feuer! wie ein Kriegermann,
Wo Du, mit Deinen kühnen Heldenbildern,
Du edles Feuer in die Erde sankst.
Fahr wohl, Du mein Genöß in Kampf und Lied!